Magazin der Bundesarbeitsgemeinschaft für Unterstützte Beschäftigung

impulse

03.2013
7,00 Euro
ISSN 1434-2715
www.bag-ub.de/impulse

Kurskorrektur
Eingliederungshilfe-Modellregion Nordfriesland

Überblick, Rückblick und Ausblick
Entwicklungen von Persönlicher Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum

Schwerpunktthema
Personenzentrierung & Sozialraum

66

Editorial

Claus Sasse

Liebe Leserinnen und Leser

Unterstütze Beschäftigung und Persönliche Zukunftsplanung sind seit ihrer Etablierung im deutschsprachigen Raum eng miteinander verbunden, trotzdem haben sie sich sehr unterschiedlich entwickelt. Während die Unterstützte Beschäftigung seit einigen Jahren in Form der gesetzlichen Maßnahme zum offiziellen Katalog von Hilfeinstrumenten für Menschen mit Behinderung gehört, ist die Persönliche Zukunftsplanung, in Deutschland zumindest, nach wie vor noch weitgehend unbekannt und vor allem weit davon entfernt, ein überall verfügbares und auch finanziertes Hilfsangebot zu sein. Doch langsam bewegt sich etwas. Im November fand in Hamburg die dritte große Fachtagung zu Persönlicher Zukunftsplanung statt und das Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung, in dem sich Menschen und Organisationen aus Südtirol, der Schweiz, Österreich und Deutschland bisher eher informell zusammengeschlossen hatten, hat sich nun die Rechtsform des eingetragenen Vereins gegeben.

Schwung bekam die Verbreitung des Konzepts Persönliche Zukunftsplanung in den letzten Jahren mit den Diskussionen um die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention In vielen regionalen Weiterbildungen wurden ModeratorInnen ausgebildet, immer mehr Hilfeträger interessieren sich für das Konzept und einige fangen an darüber nachzudenken, wie sie ihre Angebote personenzentriert weiterentwickeln können. Einen Überblick über die Entwicklung von Persönlicher Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum gibt Stefan Doose.

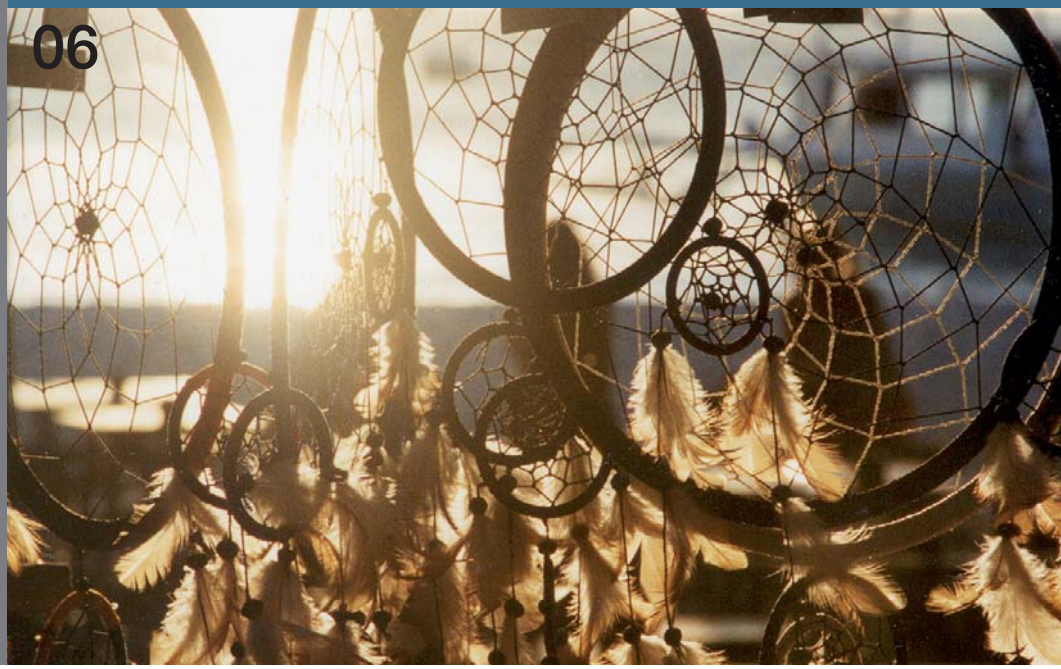
Vielen Professionellen ist inzwischen klar geworden, dass zu einer Hilfeplanung neben einer Bedarfsermittlung auch die Frage nach den individuellen Bedürfnissen und Wünschen der Menschen gestellt werden muss und eine Orientierung auf die Ressourcen im Sozialraum hilfreich und sinnvoll ist. Gerhild Lassen und Sophia Kupke stellen ein Projekt in Schleswig Holstein und Hamburg vor, das die Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung im Übergang Schule – Beruf nutzt. Prof. Frank Früchtel erläutert die Idee sozialräumlich konzipierter Hilfsangebote.

Auch auf Seiten der Kostenträger und des Gesetzgebers bewegt sich etwas, wenigstens lokal. Das formulierte Ziel einer inklusiven Gesellschaft ist zwar Konsens, allerdings scheint sich jeder etwas anderes darunter vorzustellen, dementsprechend unklar ist bisher der Weg. Birgit Stephan, Sozialreferentin beim Kreis Nordfriesland, stellt ein Modellprojekt vor, das einen sozialräumlich gedachten Neuanfang in der Eingliederungshilfe versucht und damit „Neues Denken“ bei allen Beteiligten befördert.

Wir wünschen allen Beteiligten dabei viel Erfolg und Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Träume erfüllen
Entwicklung der Persönlichen Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum

06



SCHWERPUNKT

Personenzentrierung & Sozialraum

06 Netze knüpfen
Entwicklungen Persönlicher Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum
von Dr. Stefan Doose

12 Lernende Schule
Persönliche Zukunftsplanung im Übergang Schule - Beruf
von Gerhild Lassen und Sophia Kupke

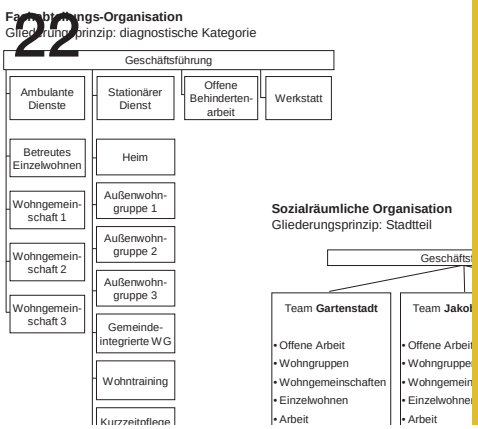
15 Die Zukunft nach dem Zukunftsfest
Auswertung von Zukunftsfesten als Möglichkeit einer selbstbestimmten Lebensgestaltung
von Prof. Andreas Hinz und Robert Kruschel

Fürs Leben lernen
Persönliche Zukunftsplanung im Übergang Schule - Beruf

12

Räume öffnen
Sozialräumliche Ausrichtung sozialer Arbeit

22



Leichte Sprache

Seite 39
Eingliederungshilfe in Nordfriesland

22 Was Hilfe sozial macht
Sozialraumorientierung als transdisziplinäres und relationales Konzept
von Prof. Frank Früchtel

34 Klar zur Wende
Das Modellprojekt „Sozialräumliche Eingliederungshilfe in Nordfreisland“
von Birgit Stephan

33 Impressum

Netze knüpfen

Entwicklungen von Persönlicher Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum

Von Stefan Doose

Persönliche Zukunftsplanung gelangt in den deutschsprachigen Raum (1994-2008)

Der Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung wurde seit Mitte der 1990er Jahre aus den englischspachigen Ländern von Studien-und Arbeitsaufenthalten in den USA oder von Seminaren nach Deutschland mitgebracht. Susanne Göbel hatte Persönliche Zukunftsplanungen bereits vor mir während ihrer Studien- und Arbeitszeit in Oregon in den USA Anfang der 1990er Jahre erlebt. Ich habe den Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung während meines Master-Studiums 1994/95 an der University of Oregon in den USA kennengelernt. Roz Slovic von der University of Oregon erzählte mir von Susanne Göbel und empfahl mir, sie nach der Rückkehr in Deutschland unbedingt zu treffen. Vielleicht könnten wir ja die Ideen von Persönlicher Zukunftsplanung nach Deutschland bringen. Ines Boban und Andreas Hinz lernten den Ansatz durch ein Seminar über MAP und PATH in Großbritannien kennen, außerdem standen wir während meines USA-Aufenthaltes in persönlichem Kontakt.

Nach meiner Wiederkehr nach Deutschland im Herbst 1995 baute ich die Bundesarbeitsgemeinschaft für Unterstütze Beschäftigung (BAG UB) als Geschäftsführer auf und brachte mein Lehramtsstudium an der Universität Bremen zu Ende. Ich nahm bald Kontakt zu Susanne Göbel auf und wir trafen uns in Kassel-Wilhelmshöhe auf dem Bahnhof, um uns auszutauschen und Begrifflichkeiten für unsere Übersetzungen abzustimmen. Angeregt von dem Ansatz „personal futures planning“ von Beth Mount, einigten wir uns darauf, „Persönliche Zukunftsplanung“ zum deutschen Begriff für „peron centred planning“ zu machen, da uns „personenzentrierte Planung“ zu technisch erschien. Im Rahmen eines meiner ersten Seminare an der Universität Bremen begeisterte sich Carolin Emrich so für das Thema Persönliche Zukunftsplanung, dass sie später ihre Diplomarbeit darüber schrieb und begann Seminare zum Thema mit zu gestalten.

In diese Zeit fallen auch die ersten Veröffentlichungen zum Thema Persönliche Zukunftsplanung. Klaus von Lüpke war der erste, der in seinem Buch „Nichts besonderes“ 1994[1] von dem Ansatz der individuellen Zukunftsplanung und Zukunftsplanungs-Konferenzen berichtete, von denen er aus den Niederlanden erfahren hatte. Am 11.September 1996 hielt ich einen Vortrag auf der Fachtagung „‘Perestroika’ in der Behindertenhilfe?! Von der zentralen Versorgungswirtschaft zur Subjektorientierung“ an der Ev. Fachhochschule für Sozialpädagogik in Hamburg, die ich mit einem inklusiven Vorbereitungskreis und einigen Arbeitsgruppen zum Thema Persönliche Zukunftsplanung mitgestaltet hatte. In Folge erschien 1996 die erste Auflage der Broschüre „I want my dream“, die damals 37 Seiten hatte. Bald war der Text bei bidok Online-Bibliothek im Internet erhältlich. Zu dieser Zeit erschienen auch weitere erste Artikel zum Thema Persönliche Zukunftsplanung[2]. Im Jahre 1999 wurde der überarbeitete Text mit einem anderen Beitrag

Foto: Media123 WikimediaCommons CC-BY-SA-3.0

zum Thema Peer Counseling als Buch mit dem Titel „Zukunftsweisend. Peer Counseling und Persönliche Zukunftsplanung“ veröffentlicht.[3]

Außerdem gab es erste Zukunftsplanungen und Zukunftsfeste, Vorträge und zumeist ein- bis zweitägige Seminare. So fanden Seminare mit PädagogInnen, Eltern und Menschen mit Beeinträchtigungen aus Wohngruppen und Betreutem Wohnen, Integrationsfachdiensten und Werkstätten, Integrationsklassen und Sonderschulen, Sozialen Diensten und Peer-Counseling Beratungsstellen statt und wurden von persönliche Unterstützungskreise begleitet.

Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V. war im Jahre 2003 Träger des kleinen bundesweiten Austauschprojektes „Zeit für Veränderungen“ zum Thema Persönliche Zukunftsplanung, in dem u.a. Susanne Göbel, Carolin Emrich und ich zusammen gearbeitet haben. In dem Projekt wurden Zukunftsplanungen durchgeführt, es entstand die Internetseite www.persoenliche-zukunftsplanung.de, und 2004 erschien das Arbeitsbuch „Käpt’n Life und seine Crew“[4] zum Thema Persönliche Zukunftsplanung in leichter Sprache erstmals. *„I want my dream“* wurde grundlegend überarbeitet und hatte jetzt 50 Seiten plus 68 Seiten Materialteil.

Im Lebenshilfe-Verlag erschien 2006 der Ordner „Gut leben“[5], der für eine weitere Verbreitung des Themas sorgte. Die Hamburger Arbeitsassistenz entwickelt die Materialien für den Bereich der beruflichen Orientierung in „BeO“ und „Talente“ weiter.[6]

Susanne Göbel und Carolin Emrich führten in dieser Zeit die erste umfassendere inklusive Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung in Kassel durch und in bestimmten Arbeitsfeldern wurden die Methoden zu dieser Zeit vermehrt genutzt, es gabt aber keine breite Praxis. Der Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung hatte aber zumindest Einfluss auf die Entwicklung von einigen Ansätzen der individuellen Hilfeplanung[7].

Neue Wege zur Inklusion (seit 2009)

Oliver Koenig von der Universität Wien und Tobias Buchner, damals bei der Lebenshilfe Österreich, fragten mich 2008, ob ich an einem europäischen Leonardo-Projekt zur Entwicklung einer inklusiven Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung mitwirken würde. Dies sollte der Startschuss für eine weitere Entwicklungsrunde für Persönliche Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum sein. Leider wurde das Projekt zunächst nicht bewilligt, dafür aber Anfang 2009 ein entsprechendes Inklusionsprojekt *„Neue Wege zur Inklusion – Zukunftsplanung in Ostholstein“* des Landes Schleswig-Holstein. Dieses Projekt ermöglichte, dass mit Oliver Koenig, Susanne Göbel, Carolin Emrich, Ines Boban und Andreas Hinz wesentliche Akteure der Persönlichen Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum gemeinsam mit der Entwicklung einer inklusiven Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung in Eutin beginnen konnten. Im zweiten Anlauf wurde

dann das europäische Projekt „New Paths to Inclusion“ doch noch bewilligt und konnte im Herbst 2009 starten.

In den Projekten *„Neue Wege zur Inklusion – Zukunftsplanung in Ostholstein“* und *„New Paths to Inclusion“* wurden so in den Jahren 2009-2011 u.a. eine inklusive Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung mit zunächst 4 dann 6 Modulen a 2 Tagen und eine Aufbauschulung für MultiplikatorInnen mit 4 weiteren Modulen entwickelt. Projektträger des Schleswig-Holsteiner Projekts war die Horizonte Ostholstein gGmbH (damaliger Name: Ostholsteiner Behindertenhilfe) als veränderungsbereite Organisation, Kooperationspartner waren u.a. die Fachschule für Sozialpädagogik in Lensahn als Bildungsträger und die Universität Halle, die die wissenschaftliche Begleitung übernahm. Am 30.9.2010 fand in Lensahn der landesweite Fachtag „Neue Wege zur Inklusion“ statt, indem u.a. neben den ReferentInnen, die TeilnehmerInnen der Weiterbildung ihre Erfahrungen zu verschiedenen Aspekten der Zukunftsplanung präsentierten[8].

Die Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung soll zur aktiven Unterstützung und Moderation eines Persönlichen Zukunftsplanungsprozesses befähigen. Im Rahmen dieser Weiterbildung werden auf der individuellen Ebene konkret Persönliche Zukunftsplanungen durchgeführt und persönliche Veränderungsprozesse begleitet. Der Aufbaukurs für Multiplikatoren soll zur Weiterverbreitung der Idee und Methode von Persönlicher Zukunftsplanung qualifizieren. Das Projekt reagierte auf die Tatsache, dass es bisher keine strukturierte umfassende Weiterbildung im Bereich Persönlicher Zukunftsplanung gab. Wir haben uns dafür entschieden, diese Weiterbildung regional zusammen mit veränderungsbereiten Organisationen und verschiedenen Kooperationspartnern zu entwickeln, da wir meinen, dass Zukunftsplanung dann wirksam werden kann, wenn Organisationen vor Ort bereit sind Zukunftsplanungen umzusetzen und ihr Dienstleistungsangebot weiter zu entwickeln. Neue Möglichkeiten für die Umsetzung von Zukunftsplänen ergeben sich außerdem, wenn man gezielt die Ressourcen in der Region in den Blick nimmt, verschiedene Menschen vernetzt und sich politisch für die Teilhabemöglichkeiten aller Menschen vor Ort und die Weiterentwicklung personenbezogener Dienstleistungen einsetzt[9].

Im Rahmen des europäischen Leonardo-Projektes *„New Path to Inclusion“* mit PartnerInnen in Österreich, der Tschechischen Republik, England, Luxemburg, der Slowakei und Südtirol wurde ein europäisches Curriculum für eine Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung mit 6 Modulen à zwei Tagen entwickelt und in Eutin, Wien und Prag erprobt. Durch die Projektpartnerschaft mit Helen Sanderson Associates (HSA) in Großbritannien haben wir die vielfältigen, ganz hervorragenden Materialien mit Methoden zum Personenzentrierten Denken und Planen kennengelernt und erste Materialien ins Deutsche übersetzt.

Zum Ende der Projekte *„Neue Wege zur Inklusion – Zukunftsplanung in Ostholstein“* und *„New Paths to Inclusion“* fand in Trägerschaft des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte und des Vereins Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland vom 7.- 8. Oktober 2011 mit John O’Brien die erste große deutschsprachige Fachtagung *„Weiter denken: Zukunftsplanung“* mit 450 Personen in Berlin statt.[10] Am Ende einer lebendigen Tagung steht der Entwurf einer Grundsatzerklärung und der Plan ein deutschsprachiges Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung zu gründen.

„Zukunftsplanung kann wirksam werden, wenn Organisationen vor Ort bereit sind, ihr Dienstleistungsangebot weiter zu entwickeln.“

Seit 2009 wurden umfangreiche inklusive Weiterbildungen in Persönlicher Zukunftsplanung angeboten. Neben der im Projekt *„New Paths to Inclusion“* entwickelten Weiterbildung mit 6 Modulen und einer Weiterbildung mit dem Schwerpunkt MAPS und PATH in Halle, werden inzwi-

schen auch Weiterbildungen in Persönlicher Zukunftsplanung in Kooperation mit der Ev. Hochschule Ludwigsburg in Baden-Württemberg und der Universität Hannover in Niedersachsen durchgeführt. Die im europäischen Projekt entwickelte inklusive Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung entfaltete eine eigene Dynamik. Nach den Pilotdurchgängen in Eutin, Wien und Prag starteten Weiterbildungen 2012 in Flensburg, Bad Oldesloe, Hamburg, 2013 in Innsbruck, Wien, Bremen, Gießen, Lüneburg, St. Gallen, Südtirol, Luxemburg, 2014 sind u.a. Graz, Salzburg, Innsbruck, Wien, Wilhelmshaven, Hamburg, Dresden und Zürich geplant. Ein neuer Aufbaukurs für MultiplikatorInnen läuft 2013 bereits in Norddeutschland, ein weiterer für Österreich ist in Planung. So entsteht jetzt eine neue Generation von ZukunftsplanerInnen, ModeratorInnen für Unterstützungskreise und MultiplikatorInnen.

„Zukunftsplanung ist ein werteorientierter Ansatz. Entscheidend ist die Grundhaltung, aus der gehandelt wird."

Eine zunehmende Bedeutung haben auch an der Weiterbildung beteiligte Organisationen, die ihre Arbeit in Folge dessen personenzentrierter und sozialräumlicher ausrichten wollen. So planten eine Reihe von Diensten und Einrichtungen ihre eigene Zukunft auf Organisations-Ebene und machen sich mit internen Projekten an die Umsetzung. Die Arbeit von balance in Wien ist ebenso ein Beispiel dafür wie das Projekt „Wunschwege" von Leben mit Behinderung in Hamburg. In Wien und Graz wurden 2013 auch erstmals eine Weiterbildung mit 4 Modulen zum Thema „Personenzentriertes und sozialräumliches Denken und Handeln in Organisationen" angeboten, 2014 sind neue Durchgänge in Innsbruck und Wien geplant.

Nach einem Netzwerktreffen in Freising im Frühjahr 2012 fand vom 9.-10.Oktober 2012 die zweite deutschsprachige Fachtagung *„Persönliche Zukunftsplanung – Lust auf Veränderung"* mit 250 Personen in Linz statt, die vom Zentrum für Kompetenzen und der Lebenshilfe Österreich veranstaltet wurde. Dort wurde das deutschsprachige Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung gegründet. Vom 14.-16. November 2013 fand die dritte deutschsprachige Fachtagung mit dem Titel *„Zukunftsplanung bewegt … Menschen, Organisationen, Regionen"* in Hamburg mit Beth Mount statt, die von Leben mit Behinderung Hamburg in Kooperation mit dem Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung und vielen regionalen Kooperationspartnern veranstaltet wurde.

Anfang 2013 startete unter der Koordination von Oliver Koenig als Nachfolge des New Path to Inclusion-Projektes das europäische New Path to InclUsion Network, mit 20 Partnerorganisationen aus 14 europäischen Ländern und Kanada unter der Begleitung von John O'Brien. Ziel ist es, die inklusive Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung weiterzuentwickeln und in weitere Länder zu verbreiten. So werden neue Weiterbildungen in Dänemark, Kroatien, Portugal, Spanien, Rumänien, der Slowakei, Luxemburg und der Schweiz stattfinden. Neue Module sollen zu den Themen personenzentrierte Organisationsentwicklung und Sozialraumorientierung entwickelt werden, außerdem soll die inklusive Gestaltung des Kurses verbessert werden. Das Projekt orientiert sich an dem „U-Prozess" von Otto Scharmer[11], einem Zukunftsplanungsprozess, der sowohl für Organisationen als auch für Personen benutzt werden kann und sehr gut zur Persönlichen Zukunftsplanung passt. Die „Theorie U" bietet für diesen Prozess vielfältige hilfreiche Methoden an. Die „Theorie U" geht davon aus, dass die Lösung der Probleme der Zukunft nicht mit den Mitteln der Vergangenheit gelingen kann. Das Kunstwort „presencing" bezeichnet dabei das Erspüren einer Zukunft, die noch nicht da ist, sich aber abzeichnet und geboren werden will.

Herausforderungen für die zukünftige Entwicklung

Dieser Abriss der Entwicklung von Persönlicher Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum zeigt die Fülle der Erfahrungen,

Foto: DirkIngoFranke WikimediaCommons CC-BY-SA-2.0

die mittlerweile diese Idee tragen. Dennoch ist Persönliche Zukunftsplanung in der Praxis immer noch nicht breit verfügbar.

In den kommenden Jahren wird es darauf ankommen, Persönliche Zukunftsplanung für alle, die es wollen, zu ermöglichen. Es geht darum den Ansatz und die Methoden in die Breite zu bringen, neue Materialien und vor allem eine gute Praxis zu entwickeln. Dazu braucht es ein breites Angebot an inklusiven Weiterbildungen und viele ModeratorInnen und BotschafterInnen dieser Idee. Das Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung kann dafür die Drehscheibe der Aktiven sein. Es wird darum gehen Qualität zu definieren und zu sichern, damit Persönliche Zukunftsplanung nicht zu einem Begriff wird, der für Fragwürdiges herhalten muss. Es geht aber auch darum, Finanzierungsmöglichkeiten zu erschließen und eine gute Verzahnung von Persönlicher Zukunftsplanung und individueller Hilfeplanung zu erreichen. Neue Möglichkeiten lassen sich nur dann erschließen, wenn sich auch die Unterstützungsangebote und die Teilhabechancen im Sozialraum weiterentwickeln. Deshalb kommt der Zukunftsplanung für personenzentrierte und sozialräumlich orientierte Organisationen und inklusive Regionen eine besondere Bedeutung zu.

Persönliche Zukunftsplanung ist ein Ansatz, um Inklusion vor Ort zu ermöglichen. Persönliche Zukunftsplanung hat daher immer auch eine sozialpolitische Dimension und ist ein werteorientierter Ansatz, bei dem die Grundhaltung, aus der gehandelt wird, entscheidend ist.

Dr. Stefan Doose
ist Lehrer an der Fachschule für Sozialpädagogik in Lensahn und Pionier der Persönlichen Zukunftsplanung im deutschsprachigen Raum

Kontakt und nähere Informationen
stefan.doose@t-online.de

Dieser Artikel ist ein Auszug aus der gerade erschienenen zehnten und aktualisierten Auflage des Buches von Stefan Doose: „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Buch mit Materialienteil. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher 2013.

FUSSNOTEN

1 Von Lüpke 2004

2 Doose 1996, 1998 ; Boban/Hinz 1999

3 Van Kan/ Doose 1999

4 Doose, Emrich, Göbel 2004/ 2013

5 Emrich, Gromann, Niehoff 2006/ 2012

6 Hamburger Arbeitsassistenz 2007, 2008

7 Ev. Stiftung Alsterdorf 1999, Ministerium für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit des Landes Rheinland-Pfalz 2005.,

8 vgl. Doose 2010,Hinz, Friess, Töpfer 2012

9 vgl. Doose 2010, Hinz, Friess, Töpfer 2012, www.personcentredplanning.eu

10 Dokumentation siehe http://www.bvkm.de/arbeitsbereiche-und-themen/weiter-denken-zukunftsplanung.html , Schwerpunktheft Persönliche Zukunftsplanung der impulse, BAG UB 2011

11 Scharmer 2009, www.presencing.com

LITERATUR

Boban, Ines/ Hinz, Andreas: Persönliche Zukunftskonferenzen. Unterstützung für individuelle Lebenswege. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 4/5/99, 13-23. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/beh4-99-konferenz.html

Bundesarbeitsgemeinschaft Unterstützte Beschäftigung (BAG UB) (Hrsg.) (2011): Impulsethema Persönliche Zukunftsplanung. Anwendungsbeispiele –Anregungen – Analysen. Im Internet: http://trainingpack.personcentredplanning.eu/attachments/article/159/impulse_SonderheftZukunftsplanung_Downloadversion.pdf

Doose, Stefan: „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Buch mit Materialienteil. Hamburg 1996; 10. aktualisierte Auflage Neu-Ulm 2013.

Doose, Stefan: Vieles beginnt mit einem Traum. Erfahrungen aus zwei Modellprojekten zur Entwicklung einer inklusiven Weiterbildung in Persönlicher Zukunftsplanung. In: impulse (2010), 18-25.

Doose, Stefan; Emrich, Carolin; Göbel, Susanne: Käpt'n Life und seine Crew. Ein Planungsbuch zur Persönlichen Zukunftsplanung. Zeichnungen von Tanay Oral. Netzwerk People First Deutschland (Hrsg.) 2004, 5. aktualisierte Auflage Neu-Ulm: AG SPAK, 2013.

Emrich, Carolin; Gromann, Petra; Niehoff, Ulrich: Gut Leben. Persönliche Zukunftsplanung realisieren – ein Instrument. Erstauflage 2006, 3. Auflage, Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 2012.

Evangelische Stiftung Alsterdorf. Geschäftsbereich HamburgStadt: Handbuch zur Assistenzplanung. 3. Auflage Hamburg 1999.

Hamburger Arbeitsassistenz: talente. Ein Angebot zur Förderung von Frauen mit Lernschwierigkeiten im Prozess beruflicher Orientierung und Qualifizierung. Theoretische Grundlagen, Projektbeschreibung, Methoden, Materialien, Filme, Begleit-DVD. Hamburg: Hamburger Arbeitsassistenz 2008.

Hamburger Arbeitsassistenz: bEO – berufliche Erfahrung und Orientierung. Theoretische Grundlagen, Projektbeschreibung, Methoden, Materialien, Begleit-CD. Hamburg: Hamburger Arbeitsassistenz 2007.

Hinz, Andreas/ Kruschel, Robert: Bürgerzentrierte Planungsprozesse in Unterstützerkreisen. Praxishandbuch Zukunftsfeste. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben 2013.

Hinz, Andreas, Friess, Sabrina, Töpfer, Juliane: Neue Wege zur Inklusion – Zukunftsplanung in Ostholstein. Inhalte – Erfahrungen – Ergebnisse. Marburg: Lebenshilfe Verlag 2012.

Lunt, Julie & Hinz, Andreas (Eds.): Training and Practise in Person Centred Planning – A European Perspective. Dalrymple and Verdun, 2011.

Ministerium für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit des Landes Rheinland-Pfalz (Hrsg.): Handbuch zur Individuellen Hilfeplanung in Rheinland-Pfalz. Mainz 2005. Im Internet Im Internet: http://msagd.rlp.de/fileadmin /masgff/soziales/Menschen_mit_Beeinträchtigungen/Handbuch_12_05.pdf

Niedermair, Claudia: »Ich möchte arbeiten« Eingliederung von Jugendlichen mit schwerer Behinderung in den regionalen Arbeitsmarkt in Österreich. In: Geistige Behinderung 43 (2004), H.1, 66-80.

Niedermair, Claudia: "Ich möchte arbeiten" Zur Gestaltung integrativer Übergänge zwischen Schule und Berufswelt für Jugendliche mit schweren Beeinträchtigungen. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft (1998), H. 4/5, 21-32. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/beh4-99-arbeiten.html

Niedermair, Claudia/ Tschann, Elisabeth: „Ich möchte arbeiten“ Porträts von sechs Jugendlichen. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft (1999), H. 4/5, 24-36. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/beh4-99-portraits.html

Niedermair, Claudia/ Tschann, Elisabeth: „Ich möchte arbeiten“ Der Unterstützungskreis In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft (1999), H. 4/5, 37-42

Sanderson, Helen & Goodwin, Gill (Hrsg.): Minibuch Personenzentriertes Denken. Deutsche Übersetzung Stefan Doose, Susanne Göbel, Oliver Koenig. HSA The Learning Community: Stockport 2010. Im Internet: http://trainingpack.personcentredplanning.eu/attachments/article/206/HSAminibookGerman.pdf

Scharmer, Otto: Theorie U: Von der Zukunft her führen. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag 2009

Van Kan, Peter; Doose, Stefan: Zukunftsweisend. Peer Counceling und Persönliche Zukunftsplanung. Kassel: bifos, 1999.

von Lüpke, Klaus: Nichts Besonderes. Zusammen-Leben und Arbeiten von Menschen mit und ohne Behinderung. Essen: Klartext-Verlag, 1994. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/luepke-nichtsbesonderes.html

Lernde Schule

Persönliche Zukunftsplanung zur beruflichen Orientierung in Schulen Schleswig-Holsteins und Hamburgs

Von Gerhild Lassen und Sophia Kupke

Das Projekt Übergang Schule Beruf in Schleswig-Holstein und der Campus Uhlenhorst in Hamburg – zwei Projekte an unterschiedlichen Orten mit der gleichen Zielgruppe und demselben Ziel: auf individuelle Wege in das Erwachsenen- und Arbeitsleben vorbereiten. Als Methode kommt hier die Persönliche Zukunftsplanung zum Einsatz.

Das Projekt Übergang Schule Beruf (ÜSB) in Schleswig-Holstein läuft seit 2011 und richtet sich an SchülerInnen der Werkstufe (Klassen 10-12) der Förderzentren mit den Förderschwerpunkten geistige, körperliche und motorische Entwicklung sowie integrativ beschulten SchülerInnen mit den genannten Förderschwerpunkten. Finanziert wird das Projekt vom Integrationsamt und der Regionaldirektion Nord. Durchgeführt wird es von den Integrationsfachdiensten in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Förderzentren.

In Unterrichtseinheiten werden neben berufskundlichen Themen die Stärken, Eigenschaften und Interessen der SchülerInnen mit Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung erarbeitet. Die SchülerInnen erproben sich in Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarkts in einem Berufsfeld, welches ihren Interessen und Fähigkeiten entspricht. Die Praktika werden von den MitarbeiterInnen des Integrationsfachdienstes begleitet. Am Ende jedes Schuljahres wird gemeinsam in einer Berufswegekonferenz eine Empfehlung über eine weitere Projektteilnahme bzw. eine berufliche Anschlussperspektive ausgesprochen. Dabei stehen die SchülerInnen mit ihrem Wunsch und ihren Praktikumserfahrungen im Mittelpunkt. Anwesend sind außerdem die Eltern, die Lehrkräfte, MitarbeiterInnen des Integrationsfachdienstes, der Agentur für Arbeit und der Landkreise (Eingliederungshilfe).

Zentrales Ziel des Projektes ist es, die SchülerInnen zu befähigen, sich zu entscheiden, wo sie nach der Schule arbeiten möchten. Grundlage dafür sind zum einen die Praktikumserfahrungen der SchülerInnen in Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes und in Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM). Zudem lernen die SchülerInnen mit den Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung ihre Stärken und Eigenschaften herauszufinden. Sie üben, ihre Wünsche zu äußern und entdecken ihre Träume. Sie lernen, sich Ziele zu stecken und diese ggf. mit Unterstützung zu verwirklichen. Hier kann das soziale Netzwerk der SchülerInnen mit Hilfe eines Unterstützerkreises aktiviert werden.

Bisher kommen die Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung vor allem in den Unterrichtseinheiten als Gruppenangebot zum Einsatz. Individuelle Planungsprozesse mit Unterstützerkreis sind aufgrund fehlender Kapazitäten im ÜSB-Projekt bislang leider nicht möglich.

In Hamburg wird der Campus Uhlenhorst (CU) im August 2014 als Gemeinschaftspro-

Foto: publicdomainpictures www.pixabay.com CC-0

jekt der Bugenhagenschulen, alsterarbeit und der Kesting-Fischer-Stiftung für Jugendliche mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung seine Tore öffnen. Der Campus wird insgesamt 27 Plätze haben, die sich aus Schülerplätzen und Plätzen für TeilnehmerInnen mit einer von der Agentur für Arbeit genehmigten Berufsbildungsmaßnahme zusammensetzen. Im CU wird die Persönliche Zukunftsplanung mit allen ihren Methoden und Angeboten im Zentrum der Arbeit stehen. Jede TeilnehmerIn wird Angebote aus der PZP erhalten, um die eigenen Anliegen, Wünsche und Stärken noch intensiver als bisher zu entdecken. Auf dieser Grundlage wird jede TeilnehmerIn einen individuellen Lernplan erstellen und zwischen verschiedenen, speziell zugeschnittenen Kursen wählen können. All dies geschieht hier unter Einbeziehung des eigenen, persönlich zusammengestellten Unterstützkreises. Damit setzt der Campus Uhlenhorst konsequent die Persönliche Zukunftsplanung als Grundlage der gesamten Arbeit ein. Die planenden Jugendlichen stehen im Mittelpunkt des fortlaufenden Prozesses; alles wird personenzentriert auf den besonderen Menschen ausgerichtet. Dabei sind von Anfang an die oben genannten persönlichen Unterstützerkreise, die jede TeilnehmerIn für sich wählt und bestimmt, entscheidende Faktoren für die Klärung der Fähigkeiten, Träume und Vorstellungen der planenden TeilnehmerIn. Es werden gemeinsam konkrete Aktionspläne erstellt; sogenannte Agenten aus diesem Kreis überwachen deren Umsetzung. Eine Selbstverständlichkeit sind hierbei die Wertschätzung der planenden Person und der anderen Beteiligten sowie die durchgehende Orientierung an den Stärken des Einzelnen. Der Unterstützerkreis hat eine stark motivierende und kraftvolle Wirkung, da hier Ideen und Wissen gebündelt werden und in Aktionen umgesetzt werden können. Dieses kleine Netzwerk hat häufig noch weitere Verbindungen zu größeren Netzwerken zur Folge.

Vorbereitet wird die Arbeit des Campus Uhlenhorst zurzeit an den Bugenhagenschulen in Hamburg. Dort werden seit einiger Zeit Schülern neben bEO (berufliche Erfahrung und Orientierung) aus der persönlichen Zukunftsplanung heraus auch persönliche Lagebesprechungen mit Unterstützerkreisen angeboten.

Arne Kranz (Name wurde geändert) ist zurzeit Schüler im 10. Schuljahr der Schule für Kinder mit besonderem Förderbedarf der Bugenhagenschulen in Hamburg. Im letzten Schuljahr hat er sich sehr gern auf das Angebot einer persönlichen Lagebesprechung eingelassen, um für sich genauer zu klären, was seine Wünsche und seine Träume sind und was er gern noch weiter lernen möchte. Er hat seinen eigenen Unterstützerkreis zusammengestellt, an dem ein Klassenkamerad, seine Eltern, ein Freund der Familie, einer seiner Lehrer und noch eine weitere Person beteiligt waren. An diese hat er seine Einladung geschrieben. Alle Eingeladenen sind gern

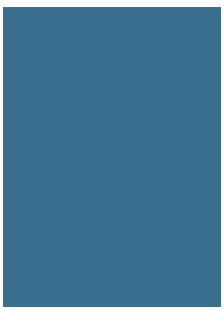
Foto: gerald www.pixabay.com CC-0

gekommen. Die Lagebesprechung war ein intensiver Nachmittag, an dem Arne ein zuvorkommender Gastgeber war. Sowohl Arne als auch sein Unterstützerkreis haben viele Anregungen mitgenommen und den dabei entstandenen Aktionsplan danach tatkräftig umgesetzt. Neben einer Fotodokumentation sind auch Hinweise für eine Lernplanung für Arne entstanden, die im Unterricht in der Schule, in Bezug auf seine Praktika und in seiner Freizeit umgesetzt werden können.

Im nächsten Schuljahr wird Arne Teilnehmer des Campus Uhlenhorst werden, wo ihm Elemente der Persönlichen Zukunftsplanung noch intensiver angeboten werden. Auf dieser Grundlage wird Arne ab dem nächsten Jahr 2014 im Campus Uhlenhorst Zeit haben und Unterstützung darin bekommen, seinen eigenen Weg in die Erwachsenen- und Arbeitswelt zu finden. Spezielle Lernangebote und Praktika werden ihm entsprechend passgenau angeboten; bei den Praktika wird er von seinem Lerncoach nach Bedarf unterstützt. Elemente aus der Persönlichen Zukunftsplanung werden regelmäßig wiederkehrende Bestandteile der Arbeit sein, um bisherige Erfolge auszuwerten, zusätzliche Informationen zu gewinnen und darauf aufbauend weitere Schritte gemeinsam zu planen.

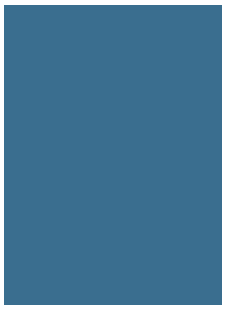
Die Elemente der Persönlichen Zukunftsplanung bieten gute Möglichkeiten, während der Schulzeit Wünsche, Träume und Stärken der Jugendlichen konsequent herauszustellen. Mit und auch ohne Unterstützerkreis gelingt es, sie auf die Arbeitswelt und auch auf das Erwachsenwerden besser vorzubereiten und ihre eigenen Schritte zu erleichtern und zu unterstützen. Auf diesem Weg möchten wir gern weiter machen!

Gerhild Lassen
Konzeptentwicklung
Campus Uhlenhorst/
Bugenhagenschulen



Kontakt und nähere Informationen
Campus Uhlenhorst/ Bugenhagenschulen
Alsterdorfer Straße 506, 22337 Hamburg
Tel.: 040 / 517566
Mail: Gerhild.Lassen@alsterdorf.de
Internet: www.campus-uhlenhorst.de

Sophia Kupke
Integrationsberaterin
Integrationsfachdienst
Stormarn&Segeberg



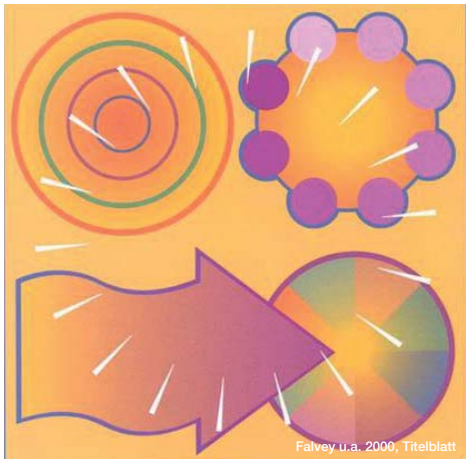
Kontakt und nähere Informationen
Integrationsfachdienst Stormarn&Segeberg
Glashütter Damm 50, 22850 Norderstedt
Telefon: 040 555 580 27
Mail: skupke@ifd-segeberg.de

Die Zukunft nach dem Zukunftsfest

Von Andreas Hinz und Robert Kruschel

Seit einigen Jahren hat eine spezifische Form der Zukunftsplanung in Form des so genannten Zukunftsfests Einzug in den deutschsprachigen Raum gefunden (vgl. u.a. Boban & Hinz 1999, Boban 2003a, 2003b). Im Wesentlichen verlaufen diese ‚Feste' nach einem ähnlichen Muster: Nach einer unter Umständen längeren Vorbereitung trifft sich eine größere Gruppe möglichst verschiedener Menschen in einem Raum und denkt gemeinsam mehrere Stunden lang nach über mögliche Zukunftsszenarien mit einem und für einen Menschen – oder auch Szenarien mit und für eine Gruppe oder eine Organisation (vgl. Hinz & Kruschel 2013, 211ff.). Es wird viel geredet, gelacht, diskutiert, geweint, gesponnen, geträumt, entworfen und geplant.

Dabei kommen drei Elemente in folgender Weise zur Wirkung: Das Bild des Unterstützerkreises – mit vier konzentrischen Kreisen – bildet ein Planungsinstrument für das Fest und seine personelle Zusammensetzung, mit Hilfe von MAP – der Kette mit acht Gliedern – wird der Horizont der Möglichkeiten und Potenziale der Hauptperson und ihres Umfeldes aufgezeigt, bevor schließlich mit dem PATH – dem Pfeil zu einem Ziel – ein Weg in eine positive Zukunft entwickelt wird. MAP und PATH benötigen jeweils einen Zeitumfang von etwa zwei Stunden, bei einem Zukunftsfest bietet sich an, zwischen beiden eine Mittagspause mit einem gemeinsamen Essen einzulegen.



Grundelemente eines Zukunftsfests

Mit dem Feiern eines Zukunftsfests sind Hoffnungen verbunden – etwa die Hoffnung, etwas zu verändern, neue Möglichkeiten zu erschließen, den Horizont zu erweitern und eine nachhaltige Verbesserung im Leben der Hauptperson zu etablieren. Es existieren bisher keine Studien, inwiefern Zukunftsfeste diesen Anforderungen gerecht werden können. Der folgende Text beschäftigt sich mit den Auswirkungen, die im Anschluss an Zukunftsfeste sichtbar werden können. Um hierzu Informationen zu erhalten, wurden zwölf Menschen, die Rolle einer Hauptperson in einem Zukunftsfest eingenommen haben, mindestens ein halbes Jahr nach der Planung telefonisch nach ihren bis dahin gewonnen Erfahrungen befragt. Im Folgenden finden sich drei dieser Interviews, die auf unterschiedliche Weise dargestellt werden und so auch die

Unterschiedlichkeit der ProtagonistInnen widerspiegelen. Das erste Beispiel, Klara Kaufmann, handelt von einer Frau, Anfang 50, mit Conterganschädigung, die durch ihr Zukunftsfest aus der Isolation hin zu einem aktiveren Sozialleben findet. Ganz anders im zweiten Beispiel: Franziska Friedrich, Mutter zweier Kinder und voll berufstätig, wünscht sich eine berufliche Veränderung. Den Anschub für diese anscheinend längst überfällige Entscheidung erhält sie in ihrem Zukunftsfest im Kreise der Familie und engsten Freunde.

Mit Sicherheit sind die folgenden Beispiele nicht repräsentativ für alle Zukunftsfeste. Doch sie vermitteln eine Ahnung von dem, was möglich ist – und das ohne den Einsatz großer finanzieller Ressourcen. Die einzig nötigen Ressourcen sind in jedem der Beispiele gleich: Menschen aus dem Umkreis der Hauptperson, die eine unterstützende Funktion eingenommen haben.

Klara: „Mein Leben hat sich um 200 Grad gedreht!“

Klara Kaufmann ist Anfang 50, lebt allein im Haus ihrer verstorbenen Eltern in einer ländlichen Gegend und hat eine körperliche Beeinträchtigung. Auf einer Informationsveranstaltung in der Umgebung hört sie von der Möglichkeit ein Zukunftsfest zu veranstalten und ist schnell begeistert. Sie stört sich vor allem an ihrer sozialen Isolation und ihrer Wohnsituation, auch würde sie gern mehr reisen. Zu ihrem Zukunftsfest kommt eine Gruppe von etwa zehn Menschen. Alle arbeiten gemeinsam und über einen längeren Zeitraum intensiv zusammen, so dass das Zukunftsfest für Klara ein voller Erfolg wird. Das folgende, leicht gekürzte Interview wurde ca. sechs Monate nach dem Treffen mit ihr geführt.

***Frage:** Wie war denn dein Zukunftsfest damals für dich?*

Klara: Gut, sehr gut! Und mit voller Freude.

***F:** Das ist schön zu hören. Weißt du noch, wie du dich danach gefühlt hast?*

K: Erleichtert, selbstbewusster. Ich bestimme jetzt mehr über mein Leben als die Anderen über mich. Mein Leben hat sich um 200 Grad gedreht.

***F:** Wow! Was ist denn nach deinem Zukunftsfest passiert?*

K: In der Planung war vor allem Kontakte über den PC zu knüpfen wichtig.

***F:** Das heißt, du hast über das Internet neue Kontakte geknüpft?*

K: Ja, ich habe Männer kennengelernt.

***F:** Toll! Das heißt, du hast jetzt ein aktives Sozialleben?*

K: Ja, total aktiv!

***F:** Was ist denn noch so passiert in den letzten Monaten?*

K: Ich bin viel unterwegs, bin positiver, lustiger, nehme alles nicht mehr so schwer. Ich nehme es viel leichter. Es ist einfach alles anders.

***F:** Und du wolltest doch Urlaub machen. Ist in dieser Richtung was passiert?*

K: Nein, das hat nicht geklappt, weil sich keiner dafür bereit erklärt hat. Die Barbara kann aus gesundheitlichen Gründen nicht, die anderen sind bei der Arbeit. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

***F:** Und es ging doch auch noch um die Möglichkeit umzuziehen, oder?*

K: Ja, das war auch mal im Gespräch, aber jetzt nicht mehr, da es mir so gut geht, dass ich in meinem Elternhaus bleiben möchte. Und ich habe jetzt fleißig renoviert. Das macht mir viel Freude und ich habe echt Lust darauf. Ich bin mobil, fahr’ viel mit Bus und Zug weg. Neulich war ich bei der Fahrradmesse in Friedrichshafen und konnte dort ein paar positive Erfahrungen mit der Umgebung machen. Es war total schön, der Tag – war klasse. Und da geht es einem dann doch anders, wenn man dann heim kommt. Und mit Helga, meiner Freundin, habe ich jede Woche Kontakt und da kann ich ihr auch viel erzählen. Das ist immer total toll. Ich kann wirklich sagen, dass ich so ein Zukunftsfest wieder machen würde. Aber nicht mehr am Ort.

***F:** Sondern?*

K: Irgendwo anders. Da habe ich noch keinen Vorschlag.

***F:** Und warum nicht am Ort?*

K: Wegen der Verwandtschaft. Es gab Probleme, weil meine Cousine nicht eingeladen wurde. Aber sie hätte keine Ahnung gehabt. Sie hätte da immer nur versucht reinzureden. Ich rede aber, was ich will. Was wirklich vernachlässigt wird, ist die Aufgabe der Agentin[1]. Das wird nicht kontrolliert.

***F:** Sie hat ihre Aufgabe nicht wahrgenommen?*

K: Nein, ich habe einmal versucht sie zu erinnern, aber da hieß es dann: Ich habe Stress! Ich hab Stress! Und jetzt frage ich gar nicht mehr danach. Jetzt bin ich selber Agentin.

***F:** Hast du dir denn eigentlich die Bilder, die der grafische Moderator damals erstellt hat, noch oft angeschaut?*

K: Die habe ich ungefähr drei Wochen hängen lassen. Die habe ich schon oft angeschaut und gelesen. Und das tat mir gut.

***F:** Gab es denn noch Treffen des Unterstützerkreises danach?*

K: Nein, aber ich hab mich noch mal mit den ModeratorInnen getroffen. Das war schön.

***F:** Könntest du mit ein paar Worten erklären, wie sich jetzt deine Situation im Vergleich zu vorher verändert hat?*

K: Ich bin jetzt viel freier als vorher und lustiger, fröhlicher. Ich nehme alles viel leichter und denke, wenn man Probleme hat, dann kann man darüber reden. Das Zukunftsfest war total super und es hat mich echt weiter gebracht. Zuerst war ich skeptisch, aber dann war ich froh, dass ich es gemacht habe. Total fordernd.

***F:** Ich danke dir für das Gespräch und wünsche dir weiter viel Erfolg.*

Da Klara nicht mehr über nähere Familienmitglieder verfügt, waren fast nur Freunde von ihr und einige entferntere Verwandte anwesend. Es zeigt sich an diesem Beispiel deutlich, dass nicht unbedingt das System ‚Familie' als Unterstützung für ein Zukunfts- fest notwendig ist. Auch wird in den Ausführungen von Klara deutlich, dass es nicht nötig ist, dass nach jedem Zukunftsfest große Dinge von den UnterstützerInnen initiiert werden und sich erst dann Veränderungen einstellen. Bei Klaras Zukunftsfest wird lediglich der kleine Impuls gegeben, dass soziale Kontakte auch über das Internet aufgebaut und gepflegt werden können. Durch diese Erkenntnis ändert sich ihre Lebensqualität entscheidend, ohne dass große Anstrengungen vorgenommen wurden oder viel Geld nötig gewesen ist.

Leider nimmt die Agentin ihre Aufgabe für Klara nicht wahr, was Klara einerseits bedauert, aber durch ihre neu gewonnene Zuversicht gleichzeitig kompensiert. Das gleiche Phänomen wird auch in der quantitativen Studie (vgl. Hinz & Kruschel 2013, 196ff.) deutlich und ist eine Herausforderung, der es sich in Zukunft zu stellen gilt. Ein möglicher Ansatz ist die Etablierung einer/eines ZukunftsassistentIn (vgl. Hinz & Kruschel 2013, 56ff.)

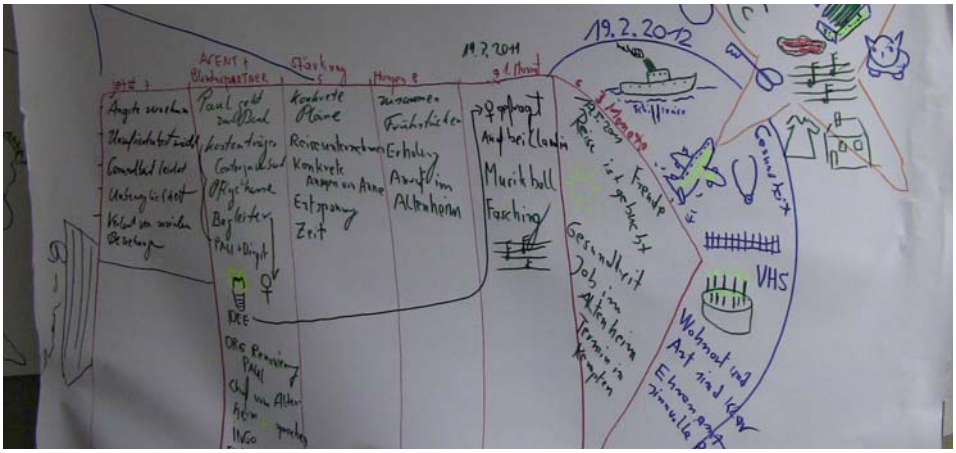
Franziska: „Allein, dass dieses Zukunftsfest stattgefunden hat, hat nochmals neue Perspektiven eröffnet."

Der folgende Abschnitt ist die fiktive rückblickende Erzählung einer Hauptperson eines realen Zukunftsfests. Die Grundlage des Texts bildet ein Interview mit dieser Person, das elf Monate nach dem eigentlichen Planungstreffen stattfand.

Mein Name ist Franziska Friedrich. Ich bin Mitte 30, lebe gemeinsam mit meinem Mann und meinen Kindern in einer Großstadt und arbeite als Angestellte bei einem Träger der Behindertenhilfe. Vor einiger Zeit entschloss ich mich ein Zukunftsfest zu veranstalten, um mit meinen Freunden und meiner Familie gemeinsam über meine Zukunft nachzudenken.

Das Treffen fand in einer Tagesstätte für schwerstmehrfach behinderte Menschen statt, in der ich zeitweise selbst tätig bin. Ich begrüßte die ca. 20 Gäste persönlich. Nachdem wir gemeinsam das Lied „Trau Dich" gesungen hatten, übernahm der Moderator. Er stellte sich, die grafische Moderatorin und den Tagesablauf vor. Anschließend sangen wir erneut gemeinsam ein Lied. In den folgenden Stunden redeten wir über mein Leben, die Träume und Albträume für meine Zukunft sowie meine Stärken. Der Schritt, bei dem gesammelt wurde, was fehlen würde, wenn es mich nicht mehr geben würde, war besonders emotional, da vor allem mein Bruder und meine Schwester sehr deutlich ihre Nähe zu mir beschrieben. Zum Mittag stärkten wir uns ordentlich. Nachdem der MAP beendet war, gab es eine kleine musikalische Unterbrechung in Form des Liedes „Mein kleiner grüner Kaktus". Beim anschließenden PATH reisten wir in meine fiktive Zukunft des Jahrs 2015 und schnell kamen viele Ideen auf, was ich beruflich zu dieser Zeit machen könnte. Ich suchte mir aus den genannten Vorschlägen einige heraus, die besonders spannend klangen. Weiter suchten und fanden wir BündnispartnerInnen, Stärkungsmöglichkeiten und planten konkret und konzentriert das weitere Vorgehen. Abschließend sangen wir ein weiteres Lied und ich bedankte mich mit einem Beutel Lakritze, meiner Lieblingssüßigkeit, bei allen Anwesenden.

Dieses Zukunftsfest war für mich anstrengend. Ich war danach ziemlich ausgelaugt. Aber es war insgesamt auch gut, weil es viele Gedanken anregte, aufwühlte und auch neue zu Tage brachte – sehr spannend. Es war anstrengend, all das Gesagte psychisch in dem Moment an- und aufzunehmen oder auch nicht anzunehmen bzw. überhaupt darauf zu reagieren. Es ist auch hinterher anstrengend alles zu verarbeiten, was das Gesagte mit den einzelnen Beziehungen und Themen macht, da es nicht sachlich, sondern im Gegenteil sehr persönlich ist. An manchen Stellen fand ich das etwas schwierig, aber es gehört wohl auch einfach zu einem Zukunftsfest, diesen Mut zu haben, es zuzulassen. Es ist auch so, dass Außenstehende Themen mitbekommen, die nicht einfach sind. Deswegen habe ich in den Tagen danach mit Einzelnen über die Themen, über die Inhalte, darüber wie es abgelaufen ist und über Beziehungsgeflechte und einzelne Bemerkun-



PATH von Klara

Foto: Robert Kruschel

gen, die mir aufgefallen sind, gesprochen. Ich habe es mit einigen quasi nachbesprochen. Das tat gut. Die meisten fanden es mutig, dass ich solch ein Zukunftsfest gefeiert habe, weil es sehr persönlich ist. Aber sie fanden es insgesamt sehr gut, auch methodisch. Und ihnen hat gefallen, dass es so vielseitig gewesen ist. Viele haben gesagt, dass es gut war, dass so viele Menschen sowohl jüngeren als auch älteren Alters dabei waren, sowie Menschen, die mir näher stehen, aber ebenso welche, die weiter entfernt sind. Diese Mischung fanden sie sehr gut. Und ganz wichtig war die Pause, weil es teilweise auch anstrengend war, sich auf das Thema zu konzentrieren und auf das, was einem so durch den Kopf geht – sowohl für mich als auch für die UnterstützerInnen. Eine zusätzliche Erschwernis bestand darin, dass es viele zum ersten Mal gemacht haben und nicht so recht wussten, was da auf sie zukommt. Insgesamt habe ich von vielen die Rückmeldung erhalten, dass es eine gute Methode ist, um in die Zukunft zu schauen. Einige haben aber gesagt, dass sie das gerne weniger persönlich machen würden.

Nun möchte ich ein wenig davon berichten, was nach meinem Zukunftsfest passiert ist. Es war ein Gespräch mit meinem Chef geplant, wo es um meine berufliche Perspektiven gehen sollte. Das hat auch wirklich stattgefunden. Ein Kollege, der sich während des Zukunftsfests dazu bereit erklärt hatte, begleitete mich. Aus diesem Gespräch hat sich entwickelt, dass ich jetzt eine neue Einrichtung aufgebaut und auch die Leitung übernommen habe. Außerdem hat sich noch ergeben, dass ich bei einer Fortbildung zum Thema Zukunftsplanung als Referentin agieren werde. Diese Tätigkeit hat eine andere Teilnehmerin des Zukunftsfests vermittelt. Das ist eigentlich ganz schön. Es gibt natürlich auch ein paar Dinge, die nicht passiert sind. Einige meinten, ich würde zu viel arbeiten und sie würden in der Freizeit etwas mit mir unternehmen, um mich zu entlasten. In diesem Bereich ist nicht so wirklich was passiert. Aber generell bin ich sehr zufrieden mit den Auswirkungen. Allein, dass dieses Zukunftsfest stattgefunden hat, hat nochmals neue Perspektiven eröffnet. Durch die vielen neuen Ideen und Gedanken bin ich selber nicht mehr so eng an bestimmte Vorstellungen gebunden, wie ich es vorher war. Ich bin stattdessen jetzt viel offener gegenüber der Idee, auch andere Dinge beruflich machen zu können. Eigentlich hat sich daraus ein eigener Veränderungswunsch entwickelt, der vorher nicht so präsent war, weil ich an dem Alten ein wenig festgehalten habe. Das ist nun nicht mehr so. Ich kann viel mehr loslassen und auf diese Weise besser meine Wege gehen.

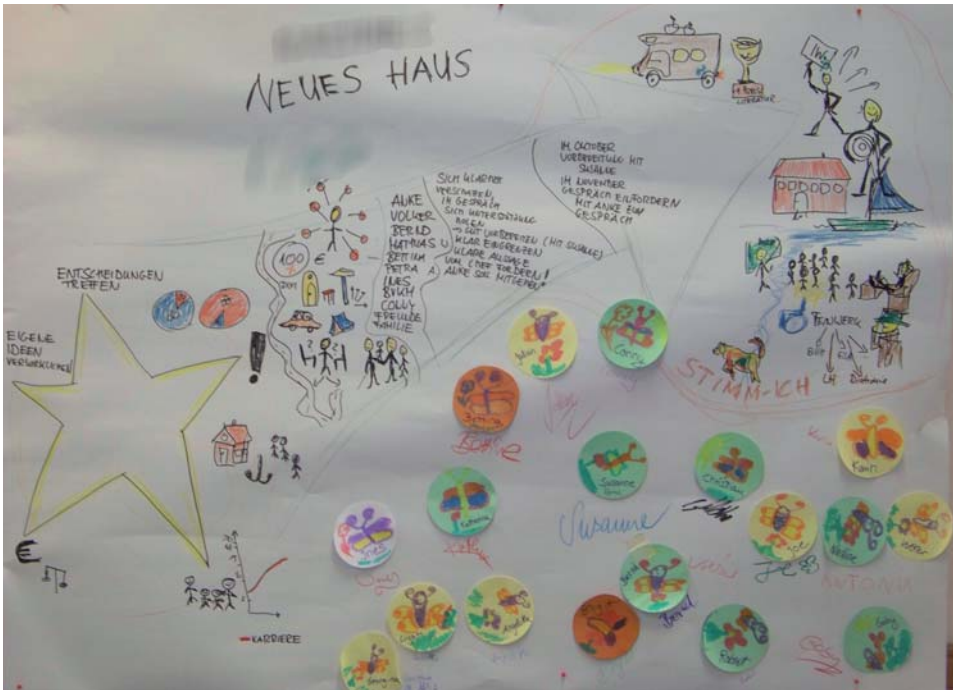
Ich hatte eine sehr talentierte grafische Moderatorin bei meinem Zukunftsfest. Die von ihr erstellten Plakate habe ich mir in den Tagen danach noch mit meiner Familie angeschaut. Eine Woche lang hatte ich es aufgehängt, aber dann war es auch genug. Ich wusste, worum es geht und das hat gereicht. Außerdem kamen dann schnell schon die nächsten Schritte, die nicht mehr auf dem Plakat standen. Vielleicht kann man es in einem Jahr mal wieder hervorholen, angucken und überlegen, wie es da war, was noch fehlt oder was möglicherweise wieder neu begonnen werden kann.

Wenn ich jetzt zusammenfassen sollte, wie sich meine Situation in Bezug zu der Zeit vor dem Zukunftsfest verändert hat, kann ich vor allem feststellen, dass sich einige Beziehungen verändert haben, was sehr interessant ist. Einige Beziehungen zu Unter- stützerInnen haben sich zum Positiven verändert. Bei einigen, wo ich es nicht erwartet hatte, ist es sogar ein Stück enger geworden, während ich bei anderen gemerkt habe, dass uns nicht mehr so viel verbindet und dass es sich auch nicht mehr viel weiter entwickelt. Es hat einfach etwas im Beziehungsgefüge verändert. Und wichtig sind auch die Veränderungen der beruflichen Situation – besonders von meiner Einstellung her.

Ich sehe mich und die Welt jetzt etwas anders und bin im Wesentlichen auch selbstbewusster geworden. Es ist auf jeden Fall klarer geworden, wo es in meinem Leben eigentlich hingehen soll.

Ich könnte mir aufgrund dieser positiven Erfahrungen gut vorstellen, wieder ein Zukunftsfest zu machen, aber ich glaube, dass ich damit eine ganze Zeit warten würde. Da müssten einfach ein paar Jahre vergehen, so dass man auch wieder einen bestimm- ten Bedarf und auch ein Interesse hat. Im Moment empfinde ich es sinnvoller, mich mit einzelnen UnterstützerInnen zusammenzuschließen und zu verknüpfen und gemeinsam privat wie beruflich etwas zu bewegen. Würde ich jetzt schwer erkranken, wäre ich sofort bereit ein Zukunftsfest zu feiern, um den Menschen um mich herum klar zu machen, dass ich sie jetzt brauche oder um damit etwas in Bewegung zu setzen, was mir helfen könnte. Aber wenn es keine bestimmten Themen gibt, die im Umschwung stehen oder es eine sehr schwierige Situation gibt, dann empfinde ich ein Zukunftsfest als eine große Anstrengung – und man muss sich fragen, ob man das möchte und wo das hinführt.

Ein Zukunftsfest ist eine große Herausforderung, weil viele Menschen nach diesem Treffen etwas Persönliches von einem wissen und einem niemand garantieren kann, dass sie immer nur positive Dinge



PATH von Franziska

Foto: Ines Boban

mit diesem Wissen anstellen. Das ist der Punkt, den ich an dieser ganzen Methode etwas schwierig finde. Dennoch habe ich gemerkt, dass es wirklich auch wichtig ist, um ein Zukunftsfest zu moderieren, einmal diese Selbsterfahrung gemacht zu haben.

Patricia: „Ich habe gute Unterstützer, mit denen ich tagtäglich im Kontakt bin!“

Patricia Netti ist inzwischen ein prominentes Beispiel für eine Hauptperson bei Zukunftsfesten und immer wieder selbst als Grafische Moderatorin tätig. Sie besuchte immer integrative Einrichtungen. Bereits vor vielen Jahren feierte sie als junges Mädchen vor Ende ihrer Schulzeit ihr erstes Zukunftsfest. Vor diesem Treffen war sie überzeugt davon, Altenpflegerin zu werden. Doch es kam anders: Patricia begann, inspiriert durch die Ideen der UnterstützerInnen, auch beruflich ihrem großen Hobby, der Malerei, nachzugehen. Sie begann eine Qualifizierung zur Kunstassistentin an einer lokalen Kunstschule. 2011 beendete sie diese und es wurde Zeit für ein neues, inzwischen drittes Zukunftsfest. So lud sie, unterstützt von ihren Eltern, neue und erfahrene UnterstützerInnen ein.

In einer Runde von elf Menschen startet an einem schönen Herbstmorgen um 9.30 Uhr ihr Zukunftsfest mit der Eröffnung durch ein Flötenspiel von Patricia. Anschließend bedankte sie sich bei den Anwesenden für deren Kommen und ihr Vater Stefano sagte einige einleitende Worte, in denen er Bezug zu den vorhergehenden Zukunftsfesten nahm. Nach einer Einstimmung durch die Moderatorin und der darauf folgenden Vorstellungsrunde berichteten Patricia und ihre Familie über die gegenwärtige Situation. In den anschließenden Stunden wurde viel und konstruktiv miteinander nachgedacht, visioniert und besprochen.

In einer ausgiebigen Mittagspause holte der grafische Moderator die Gitarre hervor und alle sangen ausgelassen miteinander – der Festcharakter des Treffens trat deutlich hervor. Auch nachdem am Ende des Zukunftsfests eine Agentin bestimmt war, sang die Gruppe gemeinsam einen alten Schlager, zu dem auch getanzt wurde; und ließ auf diese Weise den Tag ausklingen.

Knapp sieben Monate nach dem Zukunftsfest wurden Patricia und ihr Vater Stefano unabhängig voneinander zu ihren Erfahrungen mit dem Zukunftsfest und dessen Auswirkungen befragt. Der Vater erklärt, dass es „mal Zeit war, dass man ein Zukunftsfest macht, um für Patricia neue Wege zu organisieren.“ Die Hauptperson selber empfand auch dieses dritte Treffen als „wieder sehr sehr erfolgreich.“ Unmittelbar nach dem Fest habe sie aber auch „sehr gemischte Gefühle“ gehabt. So wollte sie einerseits „alles total schnell erledigen, was auf dem Plakat stand“, aber hatte andererseits auch das Bedürfnis, „alles noch reifen und wachsen zu lassen“. Bereits kurze Zeit nach dem Treffen konnte die Familie erste spürbare Auswirkungen bemerken, denn „zehn Tage später waren die ersten in Bewegung, in Aktion. Die UnterstützerInnen haben was gefunden und sich gleich gemeldet“, so Stefano. Schließlich sind einige Dinge in Bewegung gekommen, die während des Zukunftsfests angestoßen wurden. Es ergab sich ein Praktikumsplatz für Patricia an der örtlichen Schule, von dem sie sich sehr wünscht, dass dies ihr Arbeitsplatz wird. Ihre ehemalige Lehrerin fragte die

Foto: NobbiP WikimediaCommons CC-BY-SA-3.0

Schulleitung, ob sie dort ein Praktikum machen könne. Im Verlauf des Zukunftsfests wurde, wie bereits erwähnt, viel gesungen und vor allem Patricias Leidenschaft für diese Aktivität hervorgehoben. Daher geht sie seitdem „mit jemandem in einen Chor", erzählt Patricia. Ihre künstlerische Tätigkeit wurde ausgebaut, indem weitere Wirkungsstätten für sie gesucht wurden. „Bei zwei KünstlerInnen durfte ich mir die Räumlichkeiten ansehen und auch schon mit einem Künstler malen." Außerdem wurden weitere Ausstellungen organisiert. Dies sind nur einige der direkten Auswirkungen des Zukunftsfests. Ihr Vater ist der Meinung, dass „ziemlich alles", was im Zukunftsfest geplant wurde, auch tatsächlich eingetroffen sei, wobei Patricia einige Dinge, wenn auch kleinere, wie z. B. das Erstellen einer „Ordnungspunkteliste", benennt, die noch nicht passiert sind. Eine wichtige Rolle hat nach ihrer Meinung die Agentin eingenommen: Sie fragt immer wieder „nach meiner beruflichen Laufbahn und unterstützt mich dabei, öfter auszustellen." Auch ihr Vater ist sehr zufrieden mit der Agentin, da „sie schon einiges gemacht hat" und in „regen Kontakt" mit anderen Menschen steht. Wichtig sind für Patricia die im Zukunftsfest entstandenen Plakate: „Ganz oft habe ich mir die Plakate schon angeschaut und mir Gedanken über das gemacht, was darauf stand." Auch ihr Vater überprüft mit ihrer Hilfe regelmäßig, wie es gelaufen ist. Einen Bedarf an weiteren kleineren Unterstützungstreffen sieht Patricia nicht. Sie verfüge über gute Unterstützer, mit denen sie sehr viel im Kontakt steht, erläutert sie.

Insgesamt zieht die Familie ein überaus positives Fazit in Bezug auf die Auswirkungen des Zukunftsfests. Ihr Vater beschreibt sie als „enorm" und sagt: „Es sind z. B. Sachen entstanden wie das regelmäßige Singen jeden Dienstag usw. Es ist schon einiges dazu gekommen, was vorher nicht war. Also es ist schon einiges passiert." Auch hat Patricia seiner Meinung nach „mehr Selbstbewusstsein seit dem Zukunftsfest – sie fühlt, dass sie stärker ist und nimmt neue Kontakte auf." Patricia selbst hebt vor allem ihre sehr umfangreich ausgestaltete Freizeitgestaltung hervor. So ist sie „sehr damit beschäftigt zu malen, Bilder auf dem Laptop zu sortieren, Listen zu archivieren, ins Fitnessstudio zu gehen, Flötenstunden zu nehmen und auch im Chor zu singen". Gerne möchte sie nochmals ein Zukunftsfest machen und ihr Vater fügt hinzu, dass „es auf jeden Fall" passieren werde, wenn auch „ nicht sofort".

Im Unterschied zu Klara verfügt Patricia über die ausgeprägte Ressource einer präsenten und fürsorglichen Familie, die sie jederzeit unterstützt. Dies spiegelt sich auch klar in der Tradition der Zukunftsfeste wider. Dennoch ist ersichtlich, dass trotz des guten inneren familiären Zusammenhalts auch die Aktivierung des sozialen Systems außerhalb der Familie von großer Bedeutung ist. Denn diese Menschen haben bei diesem Zukunftsfest, wie auch

in den vorangegangen, wichtige neue Impulse gebracht, neue Horizonte eröffnet und schließlich bei der Verwirklichung unterstützt. Sie sind die vorhandene systemische Ressource, die jedoch erst durch das Zukunftsfest (re-)aktiviert wurde. Was dies für die Familie bedeutet, wird in der Antwort des Vaters auf die Frage deutlich, was dieses Zukunftsfest für ihn und seine Frau bewirkt habe: „Mehr Unterstützung auf jeden Fall. Wir sind dadurch ein bisschen entlastet, weil wir merken, dass andere Leute mitdenken und sich bewegen. Diese anderen Leute haben das Prinzip verstanden, was ein Zukunftsfest bewirken soll."

Fazit

Auch wenn diese drei Beispiele nicht den Querschnitt aller Zukunftsfeste darstellen, so zeigt die Befragung aller drei Hauptpersonen zwei wichtige und verallgemeinerbare Erkenntnisse:

1. Selbst wenn auf den ersten Blick keine Veränderungen oder Verbesserungen im Leben der Hauptperson stattgefunden haben, so ist das mindeste, was passiert, ein mächtiger Schub des Selbstbewusstseins der Hauptperson – diese Auswirkung ist nicht zu unterschätzen, verändert sie doch den Habitus eines Menschen nachhaltig und ermöglicht so auch Veränderungen auf längere Sicht.

2. Einige Auswirkungen treten erst später zutage. Wenn in den ersten Monaten nach einem Zukunftsfest nichts oder nicht viel passiert, geschieht häufig später etwas. Zukunftsfeste wirken sich zuallererst auf das Denken aller Anwesenden aus. Sie eröffnen neue Möglichkeiten. Durch das losgelöste Visionieren entsteht ein Gedanken-Spross im Kopf einiger Beteiligter, der zuweilen erst lange Zeit später austreibt und Früchte trägt. So kann es vorkommen, dass erst nach vielen Monaten die entscheidende Idee für den wichtigen nächsten Schritt hin zur gemeinsam erarbeiteten Vision für die Hauptperson entsteht.

Insofern können diese Beispiele als Mut machende Aufforderung gesehen werden, für sich oder für eine Person im eigenen Umfeld, die eine Stärkung und/oder neue Zukunftsperspektiven benötigt, Verwandte, Freunde und Bekannte einzuladen und gemeinsam stärkenorientiert in die Zukunft zu schauen – positive Effekte scheinen fast ‚vorprogrammiert'.

Der Text ist eine veränderte Version eines Kapitels aus dem Buch „Bürgerzentrierte Planungsprozesse in Unterstützerkreise – Praxishandbuch Zukunftsfeste" (Hinz & Kruschel 2013). Vielen Dank an den Verlag selbstbestimmt leben für die Freigabe des Textes.

Andreas Hinz ist Professor für Integrationspädagogik an der MartinLuther-Universität Halle-Wittenberg.

Kontakt und nähere Informationen
MartinLuther-Universität Halle-Wittenberg
Franckeplatz 1, 06110 Halle
Mail: andreas.hinz@paedagogik.uni-halle.de

Robert Kruschel ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gemeinsam mit Andreas Hinz führte er u.a. die Evaluation eines Qualifizierungskurses für Persönliche Zukunftsplanung durch.

Kontakt und nähere Informationen
MartinLuther-Universität Halle-Wittenberg
Franckeplatz 1, 06110 Halle
Mail: robert.kruschel@paedagogik.uni-halle.de

FUSSNOTEN

1 Ein/e Agent/in kann von der Hauptperson bestimmt werden. Sie soll die Hauptperson dabei unterstützen, dass die im Planungsprozess bestimmten Aufgaben umgesetzt werden und den Überblick behalten.

Praxishandbuch Zukunftsfeste

Gemeinsam mit vertrauten Menschen große Fragen stellen, spinnen, planen und

realisieren, um eine bessere neue Zukunft zu schaffen – genau das bieten Zukunftsfeste. Im Kreis von UnterstützerInnen werden aus Träumen alternative, reale Zukünfte und so auch Krisen bewältigt, Hürden überwunden oder Lebensumstände verändert. Mit dem Praxishandbuch Zukunftsfeste liegt erstmals eine Orientierung für Menschen vor, die sich der spannenden Herausforderung stellen wollen, ein Zukunftsfest selbst zu moderieren. Erfahrene ModeratorInnen bekommen einen Fundus an die Hand, auf den sie immer wieder zurückgreifen können.

LITERATUR

Boban, Ines (2003a): Person Centred Planning and Circle of Friends – Persönliche Zukunftsplanung und Unterstützerkreis. In: Feuser, Georg (Hrsg.): Integration heute – Perspektiven ihrer Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Frankfurt am Main: Peter Lang, 285-296

Boban, Ines (2003b): Aktiv zuhören, was Menschen möchten. Unterstützerkreise und Persönliche Zukunftsplanung. Zur Orientierung, H.4, 42-45 (auch im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/boban-orientierung.html)

Boban, Ines & Hinz, Andreas (1999): Persönliche Zukunftskonferenzen. Unterstützung für individuelle Lebenswege. Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 22, H.4/5, 13-23

Falvey, Mary, Forest, Marsha, Pearpoint, Jack & Rosenberg, Richard L. (1994, 2. Aufl. 2000): All my Life's a Circle. Using the Tools: Circles, MAPS & PATHS. Toronto: Inclusion Press

Hinz, Andreas & Kruschel, Robert (2013): Bürgerzentrierte Planungsprozesse in Unterstützerkreisen – Praxishandbuch Zukunftsfeste. Düsseldorf: selbstbestimmtes leben

Was Hilfe sozial macht

Sozialraumorientierung als transdisziplinäres und relationales Konzept

Von Frank Früchtel

Sozialer Raum

Sozial-raum-orientierung hat den „Raum“ prominent im Namen. Deswegen die Eingangsfrage: „Was ist Raum?“ „Raum, ist da und wir sind im Raum“. Unsere übliche Raumauffassung ist ein „Behälterraum“. Der Raum ist leer und unendlich und unbeeindruckt von dem, was in ihm passiert. Durchgesetzt wurde der Behälter-Raum durch die Newtonsche Physik, die den unabhängigen, unbeweglichen und unendlichen Raum als Voraussetzung für ihr Trägheitsprinzip brauchte. Weil sie auch theologisch als Metapher für Gott anschlussfähig war („Von allen Seiten umgibst du mich. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so bist du da!“ (139. Psalm), setzte sie sich durch.

Der Raum unserer alltäglichen Erfahrung ist aber ein anderer: Wir können uns den unendlichen Raum nämlich nicht vorstellen. Wir können uns nicht einmal einen leeren Raum vorstellen. Der Raum den Menschen bewohnen, besteht eigenartigerweise aus dem, was in ihm ist und dem was die Raumbewohner miteinander tun. So kommt das Substantiv „Raum“ auch vom Verb „räumen“: einräumen, ausräumen, umräumen, aufräumen. Sozialraumorientierung begreift deswegen den Raum nicht als einen „Behälter“, sondern als eine „Aktivität“, die meist auf andere Menschen bezogen ist. Raum ist Relation und entsteht durch Beziehungen. Der Stadtteil, in dem man zuhause ist, entsteht durch die Kontakte und Bindungen, die man dort hat. Durch den Freund in Singapur, entsteht gewissermaßen die Straße nach Singapur. Der Fokus der Sozialraumorientierung ist dementsprechend die Relation - nicht das Individuum, der Fall, die Diagnose oder die Zielgruppe, nicht der physikalische Raum oder die administrative Gebietsgliederung, sondern die Netzwerke und Einbindungen der Menschen, nicht die Einrichtung, die Immobilie oder die Angebote, sondern der Prozess, in dem sich eine Organisation auf ihre Adressaten einstellt und sich dabei immer wieder neu erfindet.

Kern der Sozialraumorientierung

Herr Sebald macht Eingliederungshilfe[1]

Herr Sebald ist nervös. Der Grill ist aufgebaut. Bier und Brötchen sind bestellt. Gestern haben seine Eltern abgesagt. Die Geburtsfeier droht ein Flop zu werden.

Michael Heer, Fachkraft in der frisch bezogenen Wohngemeinschaft, leidet mit Herrn Sebald. Er würde am liebsten die

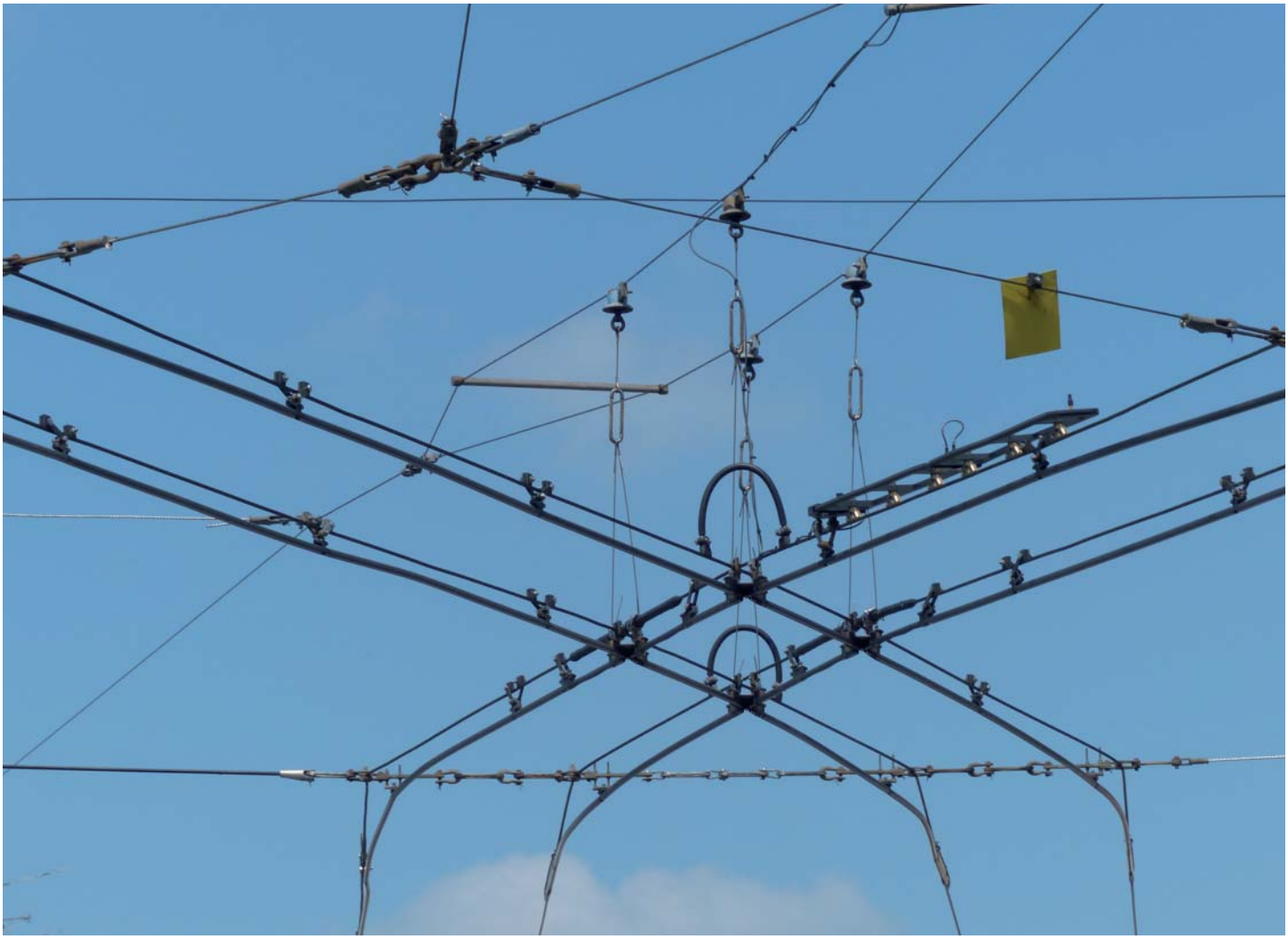


Foto: Hans www.pixabay.com CC-0

Bewohner(innen) und Mitarbeiter(innen) der benachbarten Wohngruppen als Ersatzgäste anwerben. Er weiß aber: Im Team Baiersbronn wird er für gekonntes Nichtstun bezahlt. So bestärkt er Herrn Sebald als erstes darin, sich den Tag nicht vermiesen zu lassen. Der junge Mann ist gesellig, aufgeschlossen und will feiern. Das ist sein Potenzial, auf das die Fachkraft setzt. Michael Heer inszeniert einen neuen Gedanken: „Die coolsten Parties sind die, bei denen man nicht weiß, wer kommt!" Das gibt Herrn Sebald die zündende Idee. Kurzerhand lädt er die Leute aus der Nachbarschaft ein, die er noch nicht kennt.

In Baiersbronn gehören Impro-Feiern zum methodischen Repertoire. Bierbänke und weiße Tischdecken, Lampions, Pechfackeln und Einladungskarten sind Standardausstattung.

Das Fest wird gut. Dass der Rentner von oben kommt und noch dazu mit Sohn und Tochter, hätte keiner gedacht. Insgesamt kreuzen sechs Nachbarn auf, die zusammen mit Siggis Freunden aus dem Haus, einer guten Freundin und dem Ortschaftsrat dafür sorgen, dass von Bier und Steaks nichts übrig bleibt. Es entwickeln sich bei friedlicher Stimmung lebhafte muntere Gespräche, und man erfährt so einiges von früher: welche Menschen hier gelebt haben, was sich verändert hat, wie das Haus ausgesehen hat, und die Nachbarn erfahren mehr über die neue Einrichtung. Herr D. erzählt Anekdoten aus seiner Zeit im Stahlbau. Oma Z. lebt ganz alleine, der Nachbar mit dem Hund hat auch nicht viel Kontakt und im Ortschaftsrat werden noch Mitglieder gesucht. Die junge Frau von schräg gegenüber hat ein Auge auf die noch freie Wohnung im Haus geworfen. Die Feier geht bis in die Puppen und hinterlässt reichlich Geschenke.

Seither grüßt man freundlich auf dem Hof, die Nachbarn wissen, wer hier wohnt, es finden Vorabendnachbarschaftsschwätzle am Fenster statt und Oma Z. winkt zur guten Nacht.

In der klassischen Eingliederungshilfe unterstützen Fachkräfte einzelne Menschen mit Behinderungen. Im Team Baiersbronn provozieren Fachkräfte Gelegenheiten für Relationen, weil sie einen Riecher dafür haben, was der soziale Raum hergibt. Sie machen Platz, und Herr Sebald macht Eingliederungshilfe.

Als Barack Obama das erste Mal in Berlin war, veröffentlichte der Berliner Tagesspiegel (18.1.2009) unter dem Titel „Nachbarn an die Macht" ein Kapitel aus seinem Buch (1990) das er als Chica-

goer Community Organizers geschrieben hatte. Nachbarschaften könnten eine Menge Probleme lösen, und wo sie es nicht alleine könnten, trüge ihre Mitarbeit erheblich zur Wirkung und Nachhaltigkeit professioneller Lösungen bei. Vielleicht ist die Forderung „Nachbarn an die Macht" gar nicht so vermessen, wie sie wirkt. Herr Sebalds Beispiel macht jedenfalls deutlich, dass Nachbarn ein wichtiger „Einrichtungstyp" sind. Vielleicht ist die Vision sogar zweckdienlicher als unser professionelles Hilfemonopol, das eine Erfindung der Industrialisierung war. Durch sie wurden die Ständegesellschaft auf- und die Menschen von der Scholle losgelöst. Die Industrialisierung schuf eine Ethik, die wirtschaftlichen Erfolg zur Tugend machte. Für die Schwachen wurden „bessernde", später fördernde Institutionen erfunden: das Arbeitshaus, die Psychiatrie und später die Heime für Kinder und für Menschen mit Behinderung. Das war die Geburtsstunde der helfenden Berufe, die von Anfang an – von einigen Ausnahmen abgesehen – nicht für Integration, sondern für Aussonderung zuständig waren, die als das fortschrittliche Hilfeprinzip nach wissenschaftlichen Maßstäben angesehen wurde. Es galt quasi: stationär vor ambulant. Deswegen können die Hilfewissenschaften und Hilfeprofessionen heute unendlich viel, aber sie können nicht integrieren. Das können nur die Bürger, aber die haben die Hilfeleistung treuhänderisch den Hilfeprofessionen überlassen mit dem Ergebnis, dass es uns Hilfeprofis heute, nach 100 Jahren desintegrierender Hilfeverberuflichung, unendlich schwer fällt, für Integration, für Zusammenhalt, für Engagement oder sozialarbeiterischer: für Hilfe zur Selbsthilfe zu sorgen.

Der Kern der sozialräumlichen Theorie ist die Infragestellung dieser etablierten Struktur-Merkmale unseres Hilfesystems:

- Lassen sich die Probleme einzelner Menschen durch Einzelfallarbeit, d. h. Hilfe am einzelnen Menschen lösen? (Individualisierungskritik)
- Können rein professionelle Hilfen überhaupt „Hilfe zur Selbsthilfe" erzeugen? (Fachkräftemonopolkritik)
- Wirken Institutionalisierung und Spezialisierung im Verhältnis zu den nur durch sie verursachten Kosten wirklich qualitätssteigernd? (Effizienzkritik)

Wurzeln der Sozialraumorientierung

Insofern ist die Sozialraumorientierung eine Verbindung unterschiedlicher theoretischer Wurzeln, die Alternativen bieten zu diesen Kritikpunkten:

1. Der Fokus der *Gemeinwesenarbeit* sind die strukturellen Ursachen individuell erlebter und erlittener Probleme. Gemeinwesenarbeit versucht die Ursachen für Probleme, die oft in Klienten hineindiagnostiziert werden, auf gesellschaftliche Verhältnisse zurückzuführen und diese zusammen mit den Betroffenen zu verändern.

2. Das *Empowerment* stellt die Selbstbestimmung, Selbstverantwortung und die Selbstkompetenz der Betroffenen in den Mittelpunkt, ist expertenkritisch und Profilösungen gegenüber skeptisch.

3. Die Theorie des *sozialen Kapitals* führt eine neue Währung ein, die es in der marktwirtschaftlichen organisierten Sozialen Arbeit nicht gibt, von der man aber annimmt, sie sei ein effektiver Hilfefaktor: Mit sozialem Kapital ist das Gold, das in unseren Netzwerken steckt, gemeint, unsere Beziehungen zu anderen Menschen und die darin vorhandenen Hilfepotenziale.

4. Die *Organisationsentwicklung* betrachtet unsere Hilfeorganisationen nach dem Prinzip „form follows function". Das heißt: Wirksame Hilfe setzt Organisationen voraus, die sich ständig und unkompliziert verändern können, um ihre Lösungsarrangements auf jeden Einzelfall maßzuschneidern.

5. Durch die *Neue Steuerung* haben wir erkannt, dass fachliche Haltungen und Methoden fundamental von der Form ihrer Finanzierung abhängen. Fast kann man sagen: „form follows funding".

6. Schließlich ist die Theorie der Sozialraumorientierung maßgeblich von der Theorie der *Lebensweltorientierung* beeinflusst, die kontraproduktive Effekte von Verrechtlichung, Institutionalisierung und Professionalisierung herausstreicht und dagegen die eigensinnige Alltagskompetenz von Betroffenen zum Steuerungsprinzip professioneller Intervention machen will. Seit Mitte der 1970er Jahre ist ein neuer Trend, die sog. „Alltagswende", in den Sozialwissenschaften und der Sozialen Arbeit zu verzeichnen. Dabei spielten die neuen Sozialen Bewegungen (Frauenbewegung, Friedensbewegung, Ökologie- und Selbsthilfebewegung) eine wichtige Rolle, weil sie die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen mehr in den Mittelpunkt rückten. Damit war die Forderung verbunden, dass Menschen wieder Subjekte, nicht Objekte von Forschung oder Hilfe sein sollten. Die Alltagswende wurde programmatisch im Begriff „Lebenswelt", der als kritischer Begriff konstruiert war.

Aus der Vogelperspektive wird Lebenswelt als die Sphäre begriffen, in der sich Probleme manifestieren, die ihren Ursprung in strukturellen Ungleichheiten der Verteilung von Besitz, Macht und Chancen haben. Individuen, die nicht über die notwendige Ausstattung zur Bewältigung ihres Lebensalltags verfügen, als die Verursacher ihrer Probleme zu sehen, ist aus Lebenswelt-Perspektive ein Kategorienfehler. Aus der Froschperspektive ist mit Lebenswelt die Sphäre gemeint, in die professionelle Systeme mit institutioneller Autorität und Ressourcen von außen eingreifen und den Betroffenen vorschreiben, wie sie gesund und richtig leben und erziehen sollen.

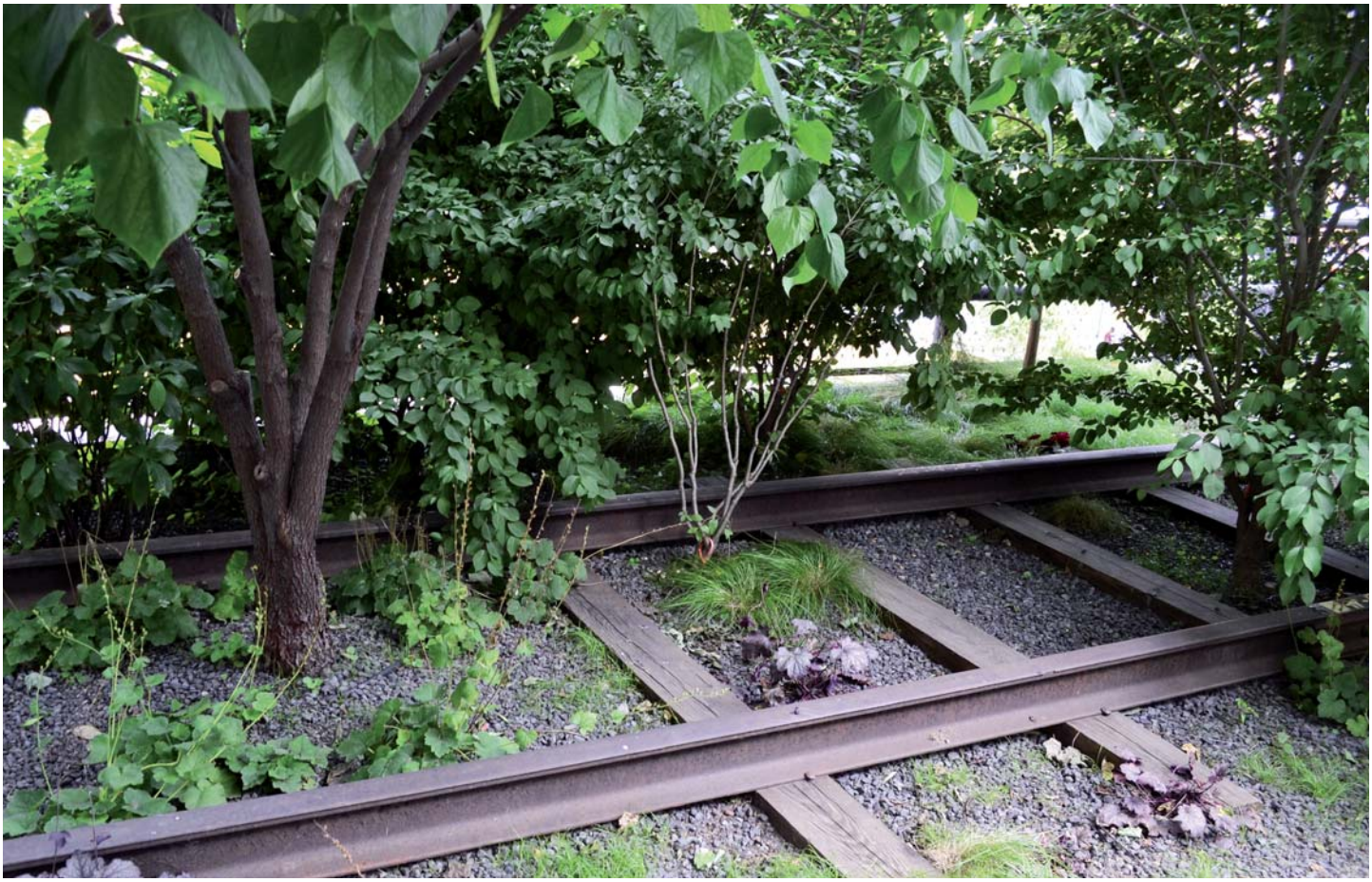


Foto: bev www.pixabay.com CC-0

System und Lebenswelt

Jürgen HABERMAS (1982) hat diese beiden Perspektiven geschickt verbunden und daraus die sog. Kolonialisierungsthese abgeleitet. Mit „Lebenswelt“ meint HABERMAS unsere alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen: Partnerschaften, Eltern-Kind-Beziehungen, Freundschaften, Verwandtschaften, etwas verkürzt gesprochen unser alltägliches Netzwerk, in das wir als Personen eingewoben sind. Unterstützungsleistungen entstehen in der Lebenswelt durch Nähe, Betroffenheit und Hilfenormen. Wir helfen (oder erziehen), weil wir gute Eltern, Großeltern, Freunde, Geschwister sein wollen, weil es uns aus normativen, emotionalen und habitualen Motiven so normal erscheint, dass uns nichts anderes „richtig“ vorkommen würde. Die lebensweltliche Hilfe ist mit Reziprozitätserwartungen verbunden, die langfristig gerechnet zu Stabilität und Kohäsion der Gruppe beitragen, weil die Geltung der zu Grunde liegenden Hilfenormen gestärkt wird. Ein Rechtsanspruch besteht auf diese Hilfe zwar nicht, und doch sind es genau diese Hilfebeziehungen, in denen wir uns aufgehoben, geborgen oder fachlich ausgedrückt „integriert“ fühlen, obwohl oder weil sie nirgends vertraglich geregelt sind.

Der Gegenpart (aber nicht Gegenspieler – auch wenn es im Folgenden so scheinen kann!) zur Lebenswelt ist in der Habermas’schen Terminologie das „System“. Das sind gesellschaftliche Gebilde, die am einfachsten durch die sie steuernde Zweckrationalität (Erfolgsorientierung) beschrieben werden können: das Wirtschaftssystem, das Rechts- und Verwaltungssystem und auch das medizinische und soziale Hilfssystem.

Hier herrscht eine vollkommen andere Logik des Helfens vor. Geholfen wird nicht aus solidarischen, emotionalen Motiven oder Glaubensüberzeugungen, sondern weil Betroffene einen Rechtsanspruch darauf haben, der abgesichert ist durch Leistungs- und Entgeltverträge mit Leistungsanbietern, die wiederum Arbeitsverträge mit den Hilfeexperten schließen und Hilfe mit Geld verrechnen: Je mehr Hilfe geleistet wird, desto mehr Geld fließt, bzw. andersherum: je weniger Geld da ist, desto weniger Hilfe gibt es.

In diesem Verfahren braucht es eine entsprechenden Diagnose, die möglichst objektiv sein soll, d. h. möglichst wenig beeinflusst durch die subjektiv verzerrten Sichten der Betroffenen auf ihre Dinge. Über diese Diagnose können Rechtsanspruch und wissenschaftlich erprobte und dadurch notwendigerweise standardisierte Hilfeform verkoppelt und letztere installiert werden. Die beabsichtigten Effekte sind eine berechenbare Qualität, die der Logik der bedarfsfeststellenden Instanz folgt, und eine Hilfe im Einbahnstraßen-Format: Einer hilft, dem anderen wird geholfen.

Die Nebenwirkungen dieser sozialstaatlichen Rechtsansprüche sind allerdings nicht zu unterschätzen. Die Hilfe durch Hilfeexper-

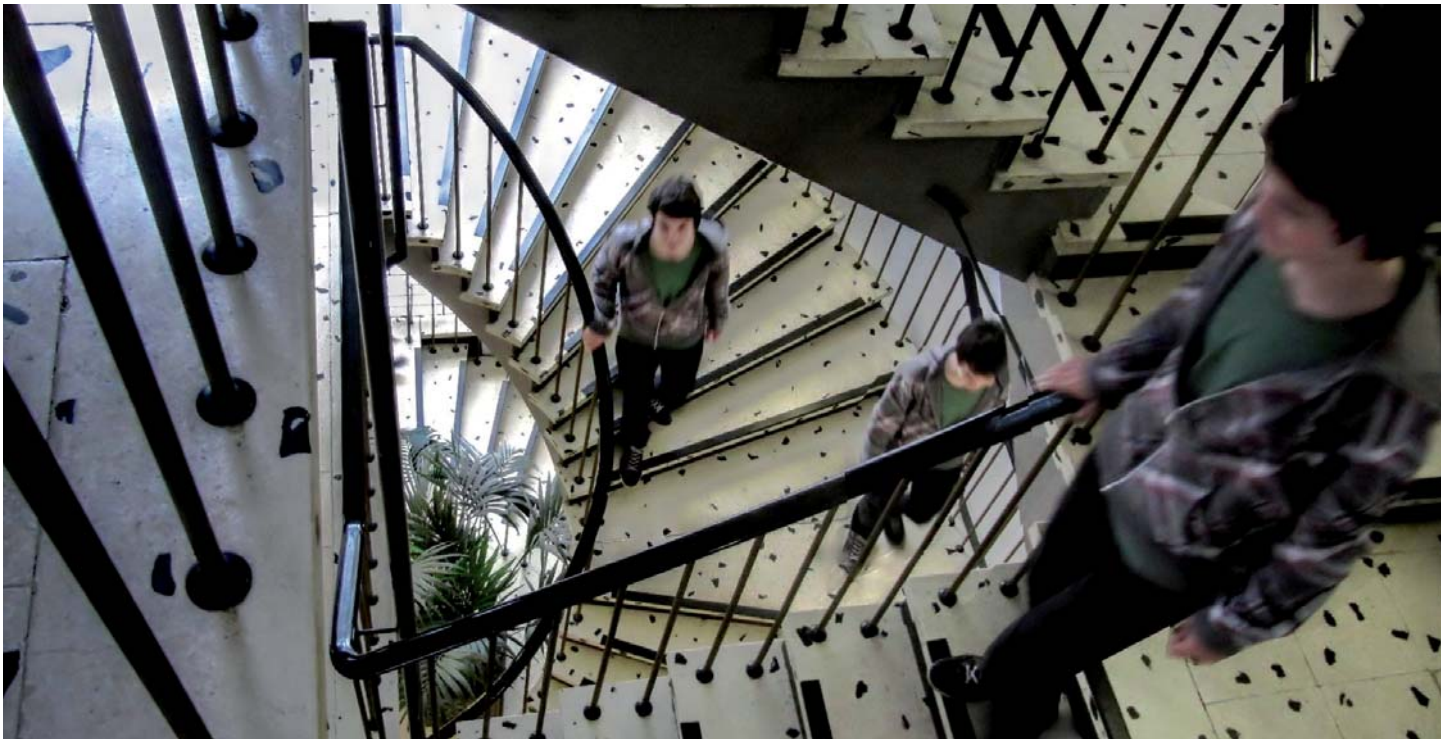


Foto: Till Hardenbicker www.piqs.de CC-BY

ten birgt immer das Risiko, dass deren Hilfelogik sich gegen die lebensweltliche Hilfelogik durchsetzt und letztere ersetzt oder gar zersetzt. So unentbehrlich die staatliche Intervention sein mag, sie bringt nicht nur Vorteile mit sich, sondern begründet eine wachsende Abhängigkeit vom Hilfesystem. Die Verfahrensbeteiligten werden, allen Mitwirkungsgeboten des Sozialrechtes zum Trotz, Verfahrensunterworfene. Dieses hier nur angedeutete Phänomen hat HABERMAS (1981) mit dem Begriff „Kolonialisierung" belegt: „Wissenschaft und Moral spalten sich vom naturwüchsigen Traditionsstrom des Alltags ab. (…) Der Alltag wird den Maßstäben exklusiver, eigensinniger Expertenkulturen unterworfen und so von Zufuhren durch lebensweltliche Tradition abgeschnitten, deren Geltungsanspruch suspendiert wird. (…) Die Imperative der Systeme dringen in die Lebenswelt – wie Kolonialherren in eine Stammesgesellschaft – ein und erzwingen die Assimilation" (ebd., 522).

Kolonialisierungseffekte

Von *Aussonderung* kann man sprechen, weil viele Spezialbehandlungen in Spezialeinrichtungen natürliche Beziehungen zerschneiden. Sie operieren nicht nach dem Prinzip „Nähe", sondern nach den Prinzipien „Zuständigkeit" und „Spezialisierung". Das lässt sich deutlich im stationären Bereich beobachten, z. B. wenn ein Übergangswohnheim einen Psychiatrieentlassenen wie eine behütende Blase von seinen letzten existierenden Freunden und von potenziellen neuen Freunden abschirmt – schlichtweg deswegen weil es existiert. Schwerpunkt ist das heilsame Zusammenleben in der Gruppe. In Hilfeplänen steht fast immer: „Braucht eine feste Tagestruktur". Ziel ist Integration in die Gruppe. Normalerweise bedeutet die stationäre Unterbringung den Abbruch vieler Beziehungen. Der Stadtteil taucht nur als Randbedingung auf, weil die Bewohner und Bewohnerinnen wegen des überregionalen Einzugsbereiches der Spezialeinrichtung ja sowieso von woanders her kommen. Für diese hilfebedingte Verdrängung des natürlichen sozialen Lebens aus dem Umfeld von Hilfeadressaten wurde der Fachbegriff „Crowding-Out" eingeführt: Die vielschichtigen - aber nicht immer verlässlichen Kontakte und Beziehungen der Lebenswelt werden durch zuverlässige Hilfeexperten ersetzt, deren Arbeitsroutinen meist besser ohne die „Störung" durch unkalkulierbare Verwandten, Freunde und Bekannten funktioniert, zumindest aber nicht darauf angewiesen sind.

Von *Standardisierung* kann man sprechen, wenn die Eltern einer behinderten Frau in den Urlaub fahren und sie etwas Unterstützung im Haushalt bräuchte, aber dennoch 24 Stunden in die Kurzzeitpflege muss, oder wenn Fortschritte bei der Arbeit mit Menschen mit Behinderung wegen der damit einhergehenden Kürzung der Pflegesätze wirtschaftlich unsinnig werden. Den Folgen von Standardisierungsprozessen ist auch zuzurechnen, wenn die durch das Recht erzwungene Aufsichtspflicht der Fachkräfte zur zweiten Behinderung der Menschen mit Behinderung wird, weil sie viele Dinge ohne Begleitung nicht machen dürfen (z. B. Sturzprotokoll) und sich an den Dienstplan des Personals halten müssen. Ein spezialisierter Organisationsaufbau von Trägern, der das Wechseln von stationär zu ambulant zur aufwändigen bürokratischen Angelegenheit mit Abteilungs- und Bezugsbetreuerwechsel macht, ist der gleichen Kategorie zuzurechnen.

Entwertung geschieht, wenn durch die professionelle Arbeit in nahezu systematischer Weise Kompetenzen, Erfahrungen, Wissen, Wille und die eigene Sicht auf die Situation nachrangig und die professionellen Diagnosekategorien und Interventionen in den Vordergrund kommen (siehe das unten dokumentierte Hilfeplanbeispiel). Dieser

Foto: wgbieber www.pixabay.com CC-0

selbstreferentielle Bias des Hilfesystems hat dann den Effekt, nur noch die eigenen Leistungen als mögliche Hilfeleistung zu erkennen oder zuzulassen. Plan wird, was im System vorrätig ist, alles andere verkümmert. Entwertung passiert nicht absichtlich, sondern quasi hinter dem Rücken der Fachkräfte als eine Nebenwirkung ihres fachlichen Bemühens. Wenn etwa in einem Hilfeplan steht: „Befunde und Diagnosen: Suizidale Verhaltensweisen, Sachbeschädigungen, Stimmungswechsel, Nahrungs- und Medikamentenverweigerung, Borderline-Persönlichkeitsstörung (ICD 10 F 60.31), Gehörlosigkeit (ICD 10 H 91.9)“ so wurde dies sicher sachgemäß diagnostiziert. Dennoch ist es eine soziale Katastrophe, einen Menschen nur anhand seiner Mängel zu beschreiben. Wir sind mehr als unserer Defizite und ein halbwegs erfolgreiches und glückliches Leben resultiert aus einer ausgewogenen Beschreibung. Wenn man jemanden nur über seine immer vorhandenen Defizite beschreibt, richtet man ihn sozial zugrunde. Das wollte in dieser Hilfeplanung sicher niemand, sondern das Finanzierungssystem macht es notwendig, jemanden so zu beschreiben, um die Hilfeleistungen zu legitimieren.

Individualisierung meint, dass strukturelle Ursachen von Problem einzelner Menschen durch eine am einzelnen Menschen ausgerichteten Förderung verdeckt werden. Mit therapeutischer Aufopferung wird versucht, das zu lösen, von dem man weiß, dass es so nicht zu lösen ist: weniger Arbeitsplätze, mehr Schulden, mehr Räumungsklagen (siehe auch das unten folgende Beispiel). Das Problem ist der hochauflösende therapeutische Blick: „Jeder Mensch ist anders und jede Intervention ist anders!“ Wenn Akten nie generalisierend sozialpolitisch ausgewertet werden, entsteht bei den Mitarbeitern das Gefühl, von der Arbeit aufgefressen zu werden. Behindertenhilfe, die sich eigentlich wie keine andere in Politik eingemischt hat, entpolitisiert sich so zunehmend.

Die StVO macht eine Frau mit geistiger Behinderung nahezu immobil, da diese nicht als kompetent genug gilt, sich im öffentlichen Raum ohne Selbstgefährdung zu bewegen. Die Verknüpfung der Selbstgefährdung mit den Kompetenzen der Frau verdeckt das fremd-gefährdende Potenzial des Straßenverkehrs. Nicht der Straßenverkehr wird dann als Problem gesehen, sondern die Frau, die sich ihren Möglichkeiten gemäß verhält und durch Restriktionen an die StVO und die Verfügbarkeit einer Assistenz zum Spazierengehen angepasst wird.

Das ist sozusagen die Ausgangssituation, auf die Sozialraumorientierung Antworten bereitstellt, indem sie Methodiken aus vier Handlungsfeldern integriert:

Die Handlungsfelder der Sozialraumorientierung

Das Handlunsgfeld „Netzwerk“ und die fallunspezifische Arbeit
Das Besondere an der Sozialraumorientierung ist, dass sie nicht nur Hilfesuchende als Fall begreift, sondern dass sie einem Ansatz folgt, den Mary RICHMOND bereits 1917/1922 beschrieben hat, der aber dann wieder in Vergessenheit geraten ist: „Der besondere Ansatz der Fallarbeit ist die Konzentration auf das Individuum durch die Arbeit mit seiner Umwelt.” Unter Umwelt verstand RICHMOND nicht nur Kernfamilien, sondern Verwandte, Freunde, Nachbarn, Vermieter, Geschäftsleute, Arbeitgeber, Pfarrer, Gewerkschaften, Vereine, Banken, Wohnungsbaugesellschaften, Kirchengemeinden, Selbsthilfegruppen etc. RICHMOND wusste, dass Soziale Arbeit selbst nicht integrieren kann, sondern aussondert, wenn sie alleine aus sich selbst heraus hilft. Soziale Arbeit ist fundamental angewiesen auf die Zusammenarbeit mit Nachbarn,

Freunden, Vereinen, Kirchengemeinden. Der sozialräumliche Gegenentwurf zur Aussonderung ist die fallunspezifische Arbeit, die Stadteilressourcen nicht ignoriert, sondern für die Lösung individueller Probleme verfügbar macht.

In der Fallarbeit konzentrieren sich die Fachkräfte auf Einzelfälle (einen Mann ohne Wohnung, eine Familie in Erziehungsproblemen, eine vereinsamte alte Dame, …) und versuchen, fallbezogen eine geeignete Unterstützung zu leisten oder zu vermitteln. Die fallunspezifische Arbeit hingegen versucht Potenziale des Stadtteils, der Straße, des Dorfes, der Gewerbe etc. in den Blick zu bekommen, die in der Fallarbeit zum Tragen kommen können. Dadurch kommen Möglichkeiten in den professionellen Blick, die das Gemeinwesen bieten könnte, würde man es mobilisieren. Damit die Fachkräfte diese Potenziale in der Fallarbeit nutzen können, müssen sie sie kennen oder vielleicht sogar erst aufbauen. Damit solche Ressourcen schnell und unkompliziert eingesetzt werden können, müssen sie quasi auf Lager liegen. Das heißt: Optimalerweise verfügen Fachkräfte über eine Art Ressourcen-Lager, das aufgebaut und kontinuierlich gepflegt werden muss, und im Einzelfall hat man dann – wenn alles gut geht – etwas auf Lager. „Die Fachkraft erschließt sich Kenntnisse in einem sozialen Raum, ohne schon darauf gerichtet zu sein, diese Ressourcen für einen bestimmten Fall abzurufen. Es geht hier um den Aufbau, die Unterstützung sowie das Aufspüren von lebensweltlichen Kapazitäten – vom Sportverein über den lokalen Schrotthandel bis hin zu informellen Netzwerken (siehe das Fallbeispiel „Siggi macht Eingliederungshilfe“) und zum Kleinhandel und großen Unternehmen –, die einen wesentlichen – durchaus funktionierenden Teil – eines sozialräumlichen Milieus repräsentieren und die eine Vielzahl von Gestaltungsleistungen erbringen, ohne dass professionelle Sozialarbeit auch nur einen Finger rühren muss“ (HINTE 1999, 85).

Fallunspezifische Arbeit geschieht demnach zu einem Zeitpunkt, da Fachkräfte noch nicht absehen können, ob und für welchen Fall sie die jeweiligen Ressourcen benötigen. Ihre Arbeit ist erstmal noch keinem spezifischen Fall zuzuordnen, geschieht aber durchaus mit Blick auf die Fallarbeit. Insofern ist sie etwas grundsätzlich anderes als Gemeinwesen- oder Stadtteilarbeit und auch keine Präventionsarbeit.

Herr Will arbeitete in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Er macht seine Arbeit gut, aber nicht sonderlich begeistert.

Ein Ressourcencheck zeigt: Herr Will singt gut und gerne und ist ein begnadeter Geschichtenerzähler. Aus diesen Fähigkeiten wird ein neuer Arbeitsplatz für ihn als mobiler, Animateur in drei Seniorenwohnheimen. Wesentlich für die Schaffung dieses doch recht ungewöhnlichen, aber genau zu Herrn Will passenden Arbeitsplatzes waren sein Onkel, der Altbürgermeister seiner Herkunftsgemeinde, und der Pfarrer, der Herrn Will getauft hat. Diese drei Personen sind jeweils Vorstandsmitglieder von Seniorenheim-Trägern. Herr Will selbst sagt, die neue Arbeit“ sei wunderbar; Singen würde er sowieso gerne und die Senioren wären ein fantastisches Publikum.

Voraussetzung für dieses Zusammentreffen zufällig anmutender Glücksfälle war ein Meisterstück fallunspezifischer Arbeit: „Bist Du der Erzbischof?“ Mit diesen Worten klopfte Sabine Kern einem Mann, der ihr aus der Zeitung bekannt vorkam, auf die Schulter. Sie war mit dem Sozialarbeiter Ludwig Förster auf dem Nachhauseweg von einer Behördenerledigung. Es wurde ein längeres, angeregtes Gespräch und eine Gelegenheit, die der Sozialarbeiter am Schopf packen musste.

Einige Wochen später sitzen einige Bürgermeister, Kreishandwerksmeister, IHK-Vorsitzender Firmenchefs und viele Gemeindepfarrer in einem Meeting zusammen. Die Einladung des auf der Straße „angeworbenen“ Erzbischofs lockte auch zeitlich Überlastete zum Kommen. Es geht um die Zusammenarbeit, um neue Beschäftigungsmöglichkeiten aufzutun, jenseits der Werkstatt und näher an den Interessen der Arbeitnehmer. Jeder der Anwesenden verfügt über offizielle Kontakte ein nicht unbeträchtliches „Old-Boys-Netzwerk“. Damals wurde die Voraussetzung für Herrn Wills Arbeitsplatz geschaffen.

Das Handlungsfeld „Organisation“: Sozialräumliche Steuerung und das Prinzip „Form follows function“

Den Gedanken von RICHMOND, wonach Soziale Arbeit wirkungsvoller ist, wenn sie auch Umweltarbeit betreibt, wird in der Sozialraumorientierung auch auf die Organisations-Umwelt ausgedehnt, indem bei der Einzelfallarbeit immer mitbedacht wird, welchen Einfluss Organisationsroutinen, Aufgabenteilung, juristische Regelungen oder Finanzierungsformen auf die Fallarbeit haben. Also wird auch die eigene Hilfeorganisation, wegen ihrer Standardisierungs-Effekte immer auch als Teil des Problems gesehen, das sie zu lösen versucht. STAUB-BERNASCONI (2007, 277) zitiert ein schönes Beispiel für funktionale Differenzierung des Hilfesystems für Wasserschäden in der Stadt New York: Kleine Wasserlachen: wenden Sie sich an die Hausverwaltung; große Wasserlachen: wenden Sie sich an die Stadtwerke; Wasser überschwemmt die Wohnung: rufen Sie die Feuerwehr; Wasser von oben überschwemmt die untere Wohnung: Polizei; Kloakenwasser im Keller: Gesundheitsamt verständigen. Diese aus Bürgersicht abwegige Aufgabenteilung ist die Spezialisierungslogik, die wir auch in der Sozialen Arbeit haben. Die klassischen Hilfen sind differenziert in offene Behindertenarbeit, ambulante Dienste, (sprachlich mitunter geadelt als „flexibel“), teilstationäre Angebote ohne Arbeit zur Herstellung von „Tagesstruktur“, Werkstätten sowie stationären

Foto: ralf53 www.piqs.de CC-BY

Wohn- und Pflegeformen, zwar mit Übergängen, aber im Grund ziemlich eigenständig, was Methoden, Finanzierung und Personal betrifft. Dies ist ein schwer überwindbares Hindernis für eine genau auf den Einzelnen zugeschnittenen Hilfe. Es war immer ein fundamentales Prinzip der Sozialen Arbeit, sich am Einzelfall auszurichten. Die Entstehung von Großorganisationen hat aber dazu geführt, dass wir heute Fälle an den Organisationen ausrichten. Flexibilisierung würde hingegen heißen: weniger vorgestanzte Hilfen, sondern jede individuelle Hilfeplanung führt über eine Organisationsentwicklung zu individuellen Arrangements, sog. Maßanzügen. Deswegen: „Form follows function".

Mit den Adressaten selbst steht der Sozialen Arbeit ein Potenzial zur Verfügung, dass dabei helfen kann, Maßanzug verhindernde Routinen aufzudecken. Um dieses Potenzial zu nutzen, ist es zweckdienlich, Adressaten noch viel mehr, als wir uns das bisher vorstellen können, an der Steuerung unserer Dienste zu beteiligen. Dabei geht es nicht um die Frage, ob jemand heute einen roten oder grünen Pulli anziehen möchte bzw. darf. Entscheidend ist, dass Organisationen ganz gezielt strategische „Störungen" in den Fluss ihrer institutionellen Routinen einziehen. Neuseeländische Auditierungsverfahren von Behinderteneinrichtungen durch psychisch kranke und geistig behinderte Menschen selbst sind ein wegweisendes Beispiel: Der „Standards and Monitoring Service (SAMS)" stellt dabei ein Team von mehreren Evaluatoren zusammen, die sich in ihren spezifischen Fähigkeiten ergänzen, aber in der Mehrzahl immer „consumers or family members" sind.[2] Eine Fachkraft stellt sicher, dass das Audit im Rahmen der vorher bekannt gemachten Kriterien erfolgt und so für die Einrichtung transparent bleibt. Sie schreibt den Bericht, der empirisches Beweismaterial zum Beleg der Bewertungen enthält. Ein Mensch mit geistiger Behinderung, der in einer ähnlichen Einrichtung lebt, beurteilt aus seiner Betroffenenperspektive. Er spricht mit vielen Nutzern, hält eine Bewohnerversammlung ab und lebt während der Zeit in der Einrichtung. Ein Angehöriger konsultiert Verwandte Freunde und Freundinnen von Nutzern. Alle drei Evaluatoren sprechen auch mit dem Personal, studieren Akten und halten während der Evaluationstage eine Bewohner- und eine Personalversammlung ab. „Being part of an evaluation represents both a great privilege and a challenge. The privilege is in being given value, respect and dignity for our personal experience of mental illness, which gives us a unique inside perspective when assessing services. (…) There is also a delightful lighter side to doing SAMS evaluations, such as those moments when staff do not realize that I am a Consumer and let their own prejudices show" (Newsletterbeitrag einer Evaluatorin, Quelle: www.sams.org.nz).

Auch der Organisationsaufbau hat sich in den Dienst der fachlichen Ziele zu stellen. So ist das Gliederungsprinzip in sozialräumlich aufgebauten Organisationen nicht die diagnostische Kategorie, sondern der Soziale Raum. Das hat zwei Vorteile:

1. Organisationen, die am Raum orientiert sind, können am ehesten Aussonderung verhindern, weil sie Zugang zu den Ressourcen

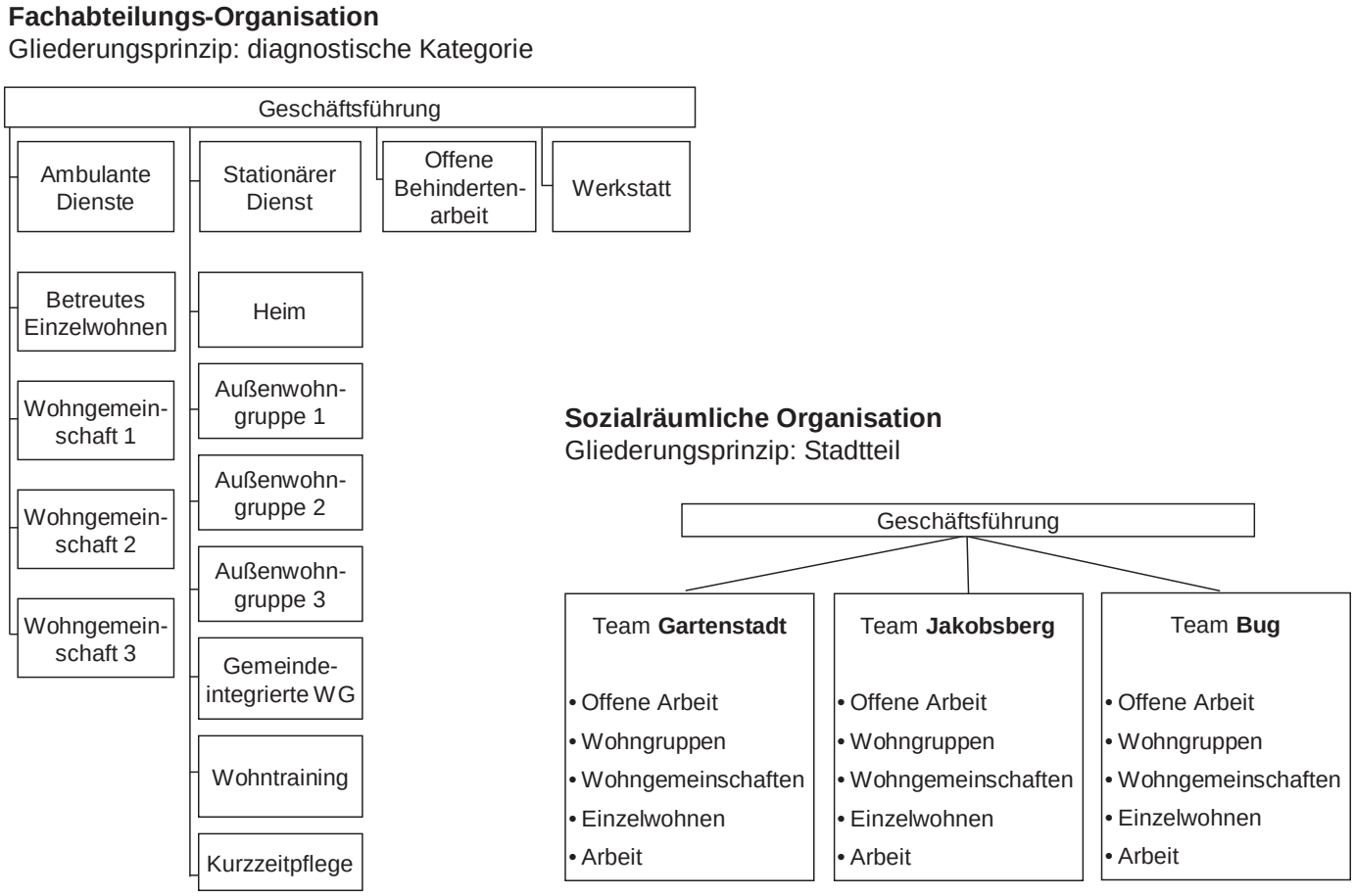


Abb. 1: Umbau der Aufbauorganisation: vom Diagnosebezug zum Raumbezug

und Regelsystemen vor Ort haben, z. B. zu den Angehörigen (den mit Abstand wichtigsten „Einrichtungstyp"), Nachbarn, Schulfreunden etc. In der Behindertenhilfe werden oft durch Übersiedlung in eine stationäre Einrichtung die Fasern vorhandener Netzwerke zerschnitten, weil Einrichtungen überregionale Einzugsbereiche und keine raumbezogenen Versorgungsverträge mit Kostenträgern vor Ort haben. Hier muss die Frage gestellt werden, ob der qualitätssteigernde Wettbewerb der Träger um jeden einzelnen Menschen mit Behinderung, egal wo er herkommt, nicht gleichzeitig aussondernde Effekte produziert, die fachlich nie mehr richtig auszugleichen sind.

2. Ein weiterer Vorteil des sozialräumlichen Aufbaus von Organisationen ist die Auflösung der klassischen Abgrenzung der Hilfen und Wohnformen nach „offen", „ambulant", „teilstationär ohne Arbeit", „WfbM" und „stationär", deren Versäulung ein schwer überwindbares Hindernis für eine genau auf den Einzelnen zugeschnittenen Hilfe ist. Die notwendige Organisationsentwicklung muss die Voraussetzungen für die Realisierung der der Maximen „alle Hilfen aus einer Hand" und „alle Hilfen vor Ort" schaffen (siehe die angegebotsübergreifende und raumbezogene Aufbauorganisation in Abb. 1).

Weiterhin gilt in der Sozialraumorientierung: weniger vorgestanzte Hilfen, sondern jede individuelle Hilfeplanung führt über eine Organisationsentwicklung (die Hilfeorganisation verändert sich) zu individuellen Arrangements, sog. Maßanzügen statt der üblichen Konfektionsware, oder: Form follows function.

In individuellen Lösungsarrangements steckt gleichzeitig auch ein Schatz von Informationen über vorhandene Ressourcen und zu entwickelnde Strukturen des Stadtteils. Die flexibilisierte Organisation erarbeitet sich Zugänge zu den Möglichkeiten des Sozialraums durch die Anforderung, dass Lösungen „vor Ort" gefunden werden sollen. Die Organisationsstruktur muss elastisch genug sein, um Gelegenheiten, die jedes Gemeinwesen zu bieten hat, zu integrieren, z. B. beim Umsetzen eines Wohnarrangements für zwei junge Männer, wo der Kontakt zum Bürgerverein hilft, einen Wohnung zu finden, der CVJM und der Club moderner Hausfrauen beim Renovieren mitmachen, Nachbarn vom Pfarrer beschwichtigt werden, Gewerbetreibende im Stadtteil ihre Beziehungen bei der Jobsuche spielen lassen, der Trainer des Karatevereins Kontaktmöglichkeiten erschließt. Jedes maßgeschneiderte Arrangement wird zum Workshop, der Kreativität, Improvisationstalent, Beziehungen im Sinne Vitamin B und fachliche Courage als Schlüsselqualitäten voraussetzt. Um an der Außenseite, im praktischen Tun durch Zulassen unterschiedlicher Deutungen und den sich daraus

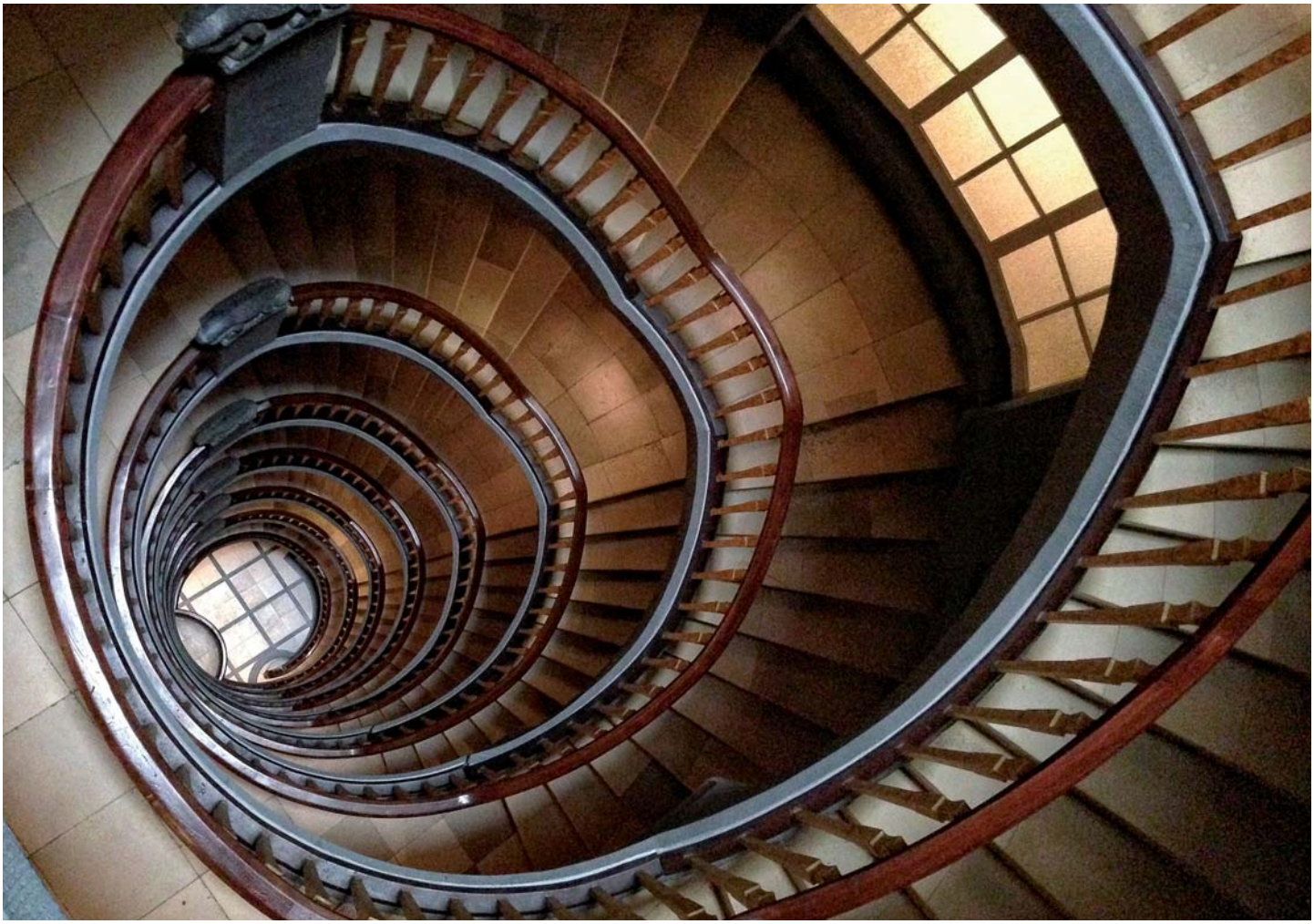


Foto: AlexVan www.pixabay.com CC-0

ergebenden Konsequenzen für die Organisationsleistungen so flexibel sein zu können, muss die Organisation auf ihrer Innenseite (fachliche Philosophie, Personalentwicklung, Kooperationskultur) für die Mitarbeiter stabil und berechenbar sein.

Dazu bedarf es auch eines Finanzierungssystems, das Flexibilität unterstützt weil gilt: „form follows funding", d. h., die Qualität der Fachlichkeit ist nicht nur von der Höhe, sondern auch fundamental von der Art der Finanzierung abhängig. Vorgeschlagen wird ein pauschales, raum- nicht mehr fallbezogenes Abrechnungsverfahren an Stelle der bisherigen Fallfinanzierung über Tagessätze oder Fachleistungsstunden. Die bisherige, an Angebot und Fall gebundene Finanzierung zwingt Träger dazu, spezialisiert, intensiv und über einen langen Zeitraum zu arbeiten. Auf Inklusion bezogen führt Fallfinanzierung zu permanenten Nullrunden wenn die Arbeit im Stadtteil als etwas anderes als die Fallarbeit begriffen wird und folglich auch aus anderen Töpfen finanziert werden muss. Inklusion setzt den Aufbau und die Pflege von Verbindungen und Gelegenheiten im Gemeinwesen voraus. Diese müssen sich auch betriebswirtschaftlich als sinnvoll erweisen, indem sie – wenn sie zu mehr Unabhängigkeit führen – für den freien Träger einen wirtschaftlichen Vorteil darstellen. Im Moment fließt dagegen Geld, wenn und solange die Menschen abhängig sind.

Das Handlungsfeld „Sozialstruktur ": Aktivierung und Einmischung

Schließlich braucht Eingliederungshilfe einen gesellschaftlichen Blick, ein Instrumentarium mit dem sie die Verursachung von individuellen Problemen stichhaltig im Überindividuellen nachweisen kann. Der Auftrag, soziale Gerechtigkeit bzw. Inklusion zu verbessern, lässt sich nicht allein in der Einzelfallarbeit oder durch therapeutische Förderung erreichen, sondern verlangt auch ein Ansetzen an Strukturen, die Inklusion verhindern. Dies kann geschehen, in dem sich Fachkräfte in die Stadtplanung einmischen und deren Planungen problematisieren (siehe Beispiel „StVO macht Frau immobil") oder wenn Adressaten dabei unterstützt werden, sich für ihre Interessen einzusetzen

Gekonntes Lobbying: Eine kleine Gruppe gehörloser Männer hat den Traum, in ein eigenes Haus zu ziehen. Als nach langer Suche ein geeignetes Haus gefunden wird, sperrt sich der Bauausschuss, die Nutzungssatzung zu verändern: Die Begründung ist fadenscheinig: Die Bebauung in diesem Gebiet sei zu eng und deswegen ungeeignet. Des Pudels Kern ist eine Stadträtin im Ausschuss, die nebenan wohnt und mit allen Mitteln das „Behindertenheim" verhindern möchte. Die Einrichtung und die gehör-

losen Männer gehen in die Offensive und laden Bürgermeister, Stadträte und Pfarrer in die Wohngruppe ein, damit man sich kennen lernt. Die sperrige Stadträtin kann wegen der eingeladenen Würdenträger den Termin nicht ausschlagen, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Die gehörlosen Männer bekochen die Delegation mit Lasagne, Rucolasalat und Prosecco. Der Abend wird gemütlich und gelungen. Die Giftpfeile der Stadträtin werden stumpf an der ganz eigenen Gastfreundschaft der gehörlosen, geistig behinderten Männer. Der Bauausschuss genehmigt die Nutzungsveränderung in der nächsten Sitzung, und die gehörlosen Männer denken bereits über ihr nächstes kommunalpolitisches Projekt nach.

Das gekonnte Lobbying der gehörlosen Männer verändert nicht die Gesellschaft in sozialreformerischer Weise. Aber für die Betroffenen liegen gerade in diesem Kampf um Anerkennung die Inklusions-Chancen. Die Erfahrung in der Kommunalpolitik etwas erreicht zu haben wirkt neben dem sachlichen Erfolg auch auf das Selbstbewusstsein und schafft ganz nebenbei neue Beziehungen. Das Anliegen der SRO ist nicht so sehr die stellvertretende Einmischung, sondern die Assistenz echter Betroffeneneinmischung. Weil Einmischung immer auch gleich eine Art Therapie ist. Wer aktiv wird, macht Erfahrungen, lernt Leute kennen, übt sich in Selbstdarstellung und Kommunikation wächst in den Konflikten und mit der Solidarität, die er erfährt. Wenn es der Sozialen Arbeit gelingt, Adressaten so zu unterstützen, dass sie sich einmischen, dann schafft das wahrscheinlich viel mehr Inklusion als Nebenwirkung, als dies jedes pädagogische Programm bewirken kann.

Das Handlungsfeld „Individuum“: Stärkemodell

Den Entwertungseffekt begegnet Sozialraumorientierung mit ihrem Stärkemodell, dessen Grundaussage ist, dass die Bewertung menschlichen Verhaltens kontextabhängig ist.

Robin, ein 60-jähriger, hagerer, allein stehender Mann mit guten Manieren hält sich unangenehme Gespräche und Leute vom Hals, indem er ihnen von den schlechten Wellen erzählt, die er aus jedem Winkel des Universums erhält, mit dem er ständig in Verbindung steht. Die Strategie ist so zu seiner Routine geworden, dass sich ein normales Gespräch mit ihm fast nicht mehr führen lässt. Mit Robin ist man ständig als „Anhalter durch die Galaxis“ unterwegs. „Normale“ klinken sich irgendwann aus, weil Robins Geschichten den Alltagsverstand zum Schwindeln bringen und seine psychiatrische Diagnose dazu einlädt. Robins neuer Sozialarbeiter war da eher die Ausnahme. Er notierte die Geschichten, weil darin Fantasie und Groteske stecke, aus der man vielleicht etwas machen könne. Dann begannen beide ein Theaterstück zu schreiben. Der Sozialarbeiter sorgte für die Gründung einer Theatergruppe. Robins Stücke waren erfolgreich, und er selbst entpuppte sich als begabter Schauspieler.

Was in einem Kontext als schizophren gilt, stellt in einem anderen Kontext enormes Kapital dar. Die Kunst Sozialer Arbeit besteht darin, Umwelten so zu verändern, dass vorteilhafte Kontexte für die Stärken ihrer Adressaten entstehen. Dazu ist es ein methodischer Fehler, Adressaten zu einem vermeintlich guten Leben zu motivieren. Vielmehr geht es darum, deren Motivationen zu finden und daraus neue Optionen für diese Menschen zu machen.

Die Körperhygiene eines Jugendlichen war ein erhebliches „Problem“ für eine Wohngruppe. Alle pädagogischen Bemühungen (aufklärend, verstärkend oder über Verträge) schlugen fehl. Er wollte sich nicht motivieren lassen und wir waren es, die den Schweiß auf der Stirn hatten, während er interessiert, wohlwollend, durchaus kooperativ beobachtete, was sich das Team – zu seinem Besten – ausgedacht hatte. Er lies sich stets davon überzeugen, etwas auszuprobieren, aber nichts hielt sich außer der Geruch, gegen den das ganze Bemühen gerichtet war. Plötzlich war dieser dann von einem Tag auf dem anderen weg und zwar nachhaltig. Was war passiert? Der Jugendliche hatte eine Freundin in einem Tanzkurs gefunden, auf den ein Kollege ihn aufmerksam gemacht hatte.

Das geht am besten, wenn man „Hilfeplanungs-Heimspiele“ arrangiert. Wenn Adressaten nicht kooperieren wollen, ist das immer auch ein Zeichen dafür, dass sie kein Heimspiel haben und dass ihnen Experten erklären, wie sie gesund und richtig leben sollen. Heimspiel hingegen bedeutet keine non-direktive Beratung sondern das Arrangement eines Settings für die Hilfeplanung, in dem die Betroffenen „Oberwasser“ haben. Das kann an der Zusammensetzung der Beteiligten liegen oder am Ort des Treffen oder daran, dass die Experten in den entscheidenden Planungsphasen ausgeschlossen werden, wie im neuseeländischen Family Group Conferencing (vgl. FRÜCHTEL & BUDDE 2003; 2008; 2009)

Frank Früchtel
Sozialarbeiter, Professor für Soziale Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit der Fachhochschule Potsdam

Kontakt und nähere Informationen
fruechtel@fh-potsdam.de

FUSSNOTEN

1 Das Fallbeispiel stammt von Michael Heer und auch die folgenden Fallbeispiele verdanken wir Kolleginnen und Kollegen der Behindertenhilfe und Sozialpsychiatrie.

2 www.sams.org.nz

Foto: angie525a www.piqs.de CC-BY

LITERATUR

BUDDE, Wolfgang / FRÜCHTEL, Frank (2008): Verwandtschaftsrat: Bürger statt Klienten in der Hilfeplanung. In: Jugendhilfe 46.Jg. Juni 3, 121-130

BUDDE, Wolfgang / FRÜCHTEL, Frank (2009): Beraten durch Organisieren: Der Familienrat als Brücke zwischen Fall und Feld. In: Kontext 40(1), 32-48.

FRÜCHTEL, Frank / CYPRIAN, Gudrun / BUDDE, Wolfgang (2009): Sozialer Raum und Soziale Arbeit, Textbook: Theoretische Grundlagen. 2 Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

FRÜCHTEL, Frank / BUDDE, Wolfgang (2003): Ein radikales Verständnis von Betroffenenbeteiligung in der Hilfeplanung. In: Sozialmagazin 3/2003, 12-21,

HABERMAS, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Zweiter Band. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp

HINTE, Wolfgang (1999): Fallarbeit und Lebensweltgestaltung – Sozialraumbudgets statt Fallfinanzierung. In: Soziale Praxis, Heft 20 – Soziale Indikatoren und Sozialraumbudgets in der Kinder- und Jugendhilfe. Hrsg.: Institut für soziale Arbeit (ISA), 82–94, Münster: Votum

KLEVE, Heiko (2003): Die postmoderne Theorie Sozialer Arbeit. Ein Beitrag zur real- und theoriehistorischen Entwicklung der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In: Neue Praxis 33 3/4, 325-340

MÜNCH, Richard (1995): Dynamik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp

OBAMA, Barack (1990): After Alinsky: Community Organizing in Illinois, Springfield: University of Illinois, Illinois Issues,

RICHMOND, Mary (1917): Social Diagnosis, New York: Russell Sage Foundation

RICHMOND, Mary (1922): What is Social Case Work, New York: Russell Sage Foundation

STAUB-BERNASCONI, Silvia (1986): Soziale Arbeit als eine besondere Art des Umgangs mit Menschen, Dingen und Ideen. Zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Wissensbasis Sozialer Arbeit. In: Sozialarbeit 10 (18), 2-71

WENDT, Wolf Rainer (o.J.): Transdisziplinarität und ihre Bedeutung für die Wissenschaft der Sozialen Arbeit. In: www.deutsche-gesellschaft-fuer-sozialarbeit.de, 01.03.2008

Impressum impulse

Nr. 66, 03.2013
ISSN 1434-2715

Herausgeber: BAG UB
Bundesarbeitsgemeinschaft für Unterstützte Beschäftigung e.V.
Schulterblatt 36, 20357 Hamburg
Tel.: 040 / 43253-123, Fax: 040 / 43253-125
Mail allgemein: info@bag-ub.de,
Mail Redaktion: impulse@bag-ub.de
Internet: www.bag-ub.de

Vorsitzende: Angelika Thielicke
Geschäftsführer: Jörg Bungart

Die BAG UB ist Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband und in der European Union of Supported Employment (EUSE).

Redaktion: Doris Haake, Claus Sasse (V.i.S.d.P:), Jörg Schulz, Angelika Thielicke
Layout: Claus Sasse
Druck: BTZ Duisburg gGmbH
Schifferstraße 22, 47059 Duisburg
Auflage: 1000

Das Fachmagazin impulse erscheint 4x jährlich und ist im Mitgliedsbeitrag der BAG UB enthalten. Bezugspreis für Nichtmitglieder: Inland 28,- € / Jahr, Ausland 40,- € /Jahr Anzeigenpreise erfragen Sie bei der Redaktion.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der AutorInnen wieder und müssen nicht mit der Auffassung der Redaktion übereinstimmen.

Die impulse finden Sie im Internet unter www.bag-ub.de/impulse zum Download.

Herzlichen Dank an die Glücksspirale, die den Druck aus ihren Fördermitteln finanziell unterstützt.

GlücksSpirale
VON LOTTO

Klar zur Wende

Das Modellprojekt „Sozialraumorientierte Eingliederungshilfe in Nordfriesland“

Von Birgit Stephan

Wie können die Ziele der Inklusion umgesetzt werden, ohne dass die Kosten explodieren? Was bedeutet „Inklusion“ für das Selbstverständnis der Fachkräfte und wie wird Inklusion umgesetzt? Wie kann es vor Ort eine spürbare Weiterentwicklung der Eingliederungshilfe geben? Wie sollten Leistungserbringer und Leistungsträger zusammenarbeiten, damit fachliche Weiterentwicklung möglich wird?

Diese relativ globalen und nachfolgend viele kleinere und konkretere Fragen versucht das auf 5 Jahre ausgelegte „Modellprojekt“ in Nordfriesland zu beantworten. Dieses Projekt ist das Ergebnis eines kooperativen, über 18 Monate dauernden Findungs- und Entwicklungsprozesses, in den die Beteiligten sehr viel Energie, Arbeits- und Lebenszeit, Hoffnungen und „Gehirnschmalz“ eingebracht haben.

Die Ausgangssituation war denkbar schlecht: Leistungserbringer und Leistungsträger standen sich misstrauisch, häufig feindselig gegenüber, endlose, zähe Verhandlungen über Leistungs- und vor allem Vergütungsvereinbarungen bestimmten die Kultur neben politischen Auseinandersetzungen um den Landesrahmenvertrag in Schleswig-Holstein. Der Kreis Nordfriesland galt bei den Leistungserbringern als besonders „hart und unnachgiebig“ und so war es schon als erster Erfolg zu werten, als die SpitzenvertreterInnen von Diakonischem Werk und DPWV Anke Schimmer und Günter Ernst-Basten sich bereit erklärten, im April 2011 ein erstes informelles Sondierungsgespräch mit der zuständigen Fachbereichsleiterin des Kreises Nordfriesland Frau Dr. Gabriele Lamers zu führen. Ohne Vermittlung des Referatsleiters[1] aus dem Sozialministerium Waldemar Kunkat wäre ein solches Treffen sicher nicht zustande gekommen.

Eine weitere Zusammenkunft im Juli folgte und man einigte sich, mit den Leistungserbringern vor Ort über ein Modellprojekt der Sozialraumorientierung ins Gespräch zu kommen. Auf der Ebene der Landesverbände und des Ministeriums wurde eine sog. „Strategiegruppe“ gebildet. Hier fanden Grundsatzdiskussionen statt, deren Ergebnisse praktisch als „Denkerlaubnis“ an die Basis vor Ort weiter gegeben wurden.

Projektentwicklung

Die Leistungserbringer konnten kaum glauben, dass „der Kreis“ wirklich meint, was er sagt, nämlich dass er gemeinsam, auf Augenhöhe mit den Leistungserbringern ein sozialraumorientiertes Modellprojekt entwickeln will und kein „fertiges Konzept“ in der Schublade hat, das er den Leistungserbringern im passenden Moment überstülpen will.[2] Auf Kreisebene wurde die „Modellprojekt-AG“ gebildet, in

Foto: AHintz WikimediaCommons CC-BY-SA-3.0

ihr arbeiteten VertreterInnen der Einrichtungen (gei/kö ambulant, gei/kö stationär, Werkstätten, seelisch/Sucht ambulant und stationär) der Kreisbeauftragter der Menschen mit Behinderungen, der Vorsitzende des Arbeits- und Sozialausschusses und sein Vertreter sowie MitarbeiterInnen des Kreises Nordfriesland zusammen.

Die Modellprojekt-AG tagte das erste Mal Ende September 2011, es gab einen monatlichen Sitzungsturnus, immer Freitags von 9.00 -12.00 Uhr. Der erste Tagesordnungspunkt war stets „der rote Bereich". Hier wurde die Möglichkeit geboten, über „Störungen" zu sprechen. TOP 1 dauerte oft 90 Minuten und länger, das zeigt, dass es enorm viele Fragen, Verdächtigungen und Missverständnisse gab, die ausgeräumt werden mussten, bevor die fachlichen Fragen behandelt werden konnten. Etwa alle 4 Monate gab es eine ganztägige Klausurtagung mit externer Begleitung durch Prof. Wolfgang Hinte, die vor allem dazu diente, „Knoten" durchzuschlagen. Dies wäre ohne den Blick von außen sicher nicht gelungen. Neben der Modellprojekt-AG gab es zahlreiche kleinere Unter-Arbeitsgruppen, die sich die konkreten fachlichen Fragen vornahmen und Beschlussvorlagen für die Modellprojekt-AG lieferten. Die Modellprojekt-AG wurde zum „obersten Entscheidungsgremium" in der Konzeptentwicklung erklärt, es waren ausschließlich Konsensentscheidungen zugelassen.

Zu Beginn des Diskussionsprozesses wurden sieben Ziele formuliert, die durch das Modellprojekt erreicht werden sollen:

. **1. Hilfeplanung**
Der Wille der Betroffenen steht im Mittelpunkt der Entscheidungsfindung. Es gibt eine kooperative Hilfeplanung, in der der Wille der Betroffenen und die (persönlichen, Umfeld- und Sozialraum-) Ressourcen herausgearbeitet werden.

. **2. Maßgeschneiderte Angebote**
Die Angebote zur Unterstützung der Leistungsberechtigten werden in jedem Einzelfall spezifisch entwickelt, jenseits von vorhandenen ambulanten oder stationären Angeboten sowie der klassischen Leistungsfelder und Gesetzessystematik.

. **3. Flexibler Wechsel zwischen ambulant und stationär**
Ein flexibler Wechsel zwischen den verschiedenen Angeboten (auch unterschiedlicher Träger) unter Aufrechterhaltung der Beziehungskontinuität soll ermöglicht werden.

. **4.Fallunspezifische Arbeit**
Die Vertragspartner werden initiativ, Menschen mit Behinderungen die Teilhabe an Angeboten in den Sozialräumen (Sozialraumressourcen) zu ermöglichen.
In den Sozialräumen wird die „Fallunspezifische Arbeit" (FuA) systematisch

aufgebaut, so dass z. B. bereits vorhandene Sozialraumressourcen von Menschen mit Behinderungen besser genutzt werden können.

. **5. Arbeit und Teilhabe**
Alle Menschen haben die Möglichkeit, einer Tätigkeit nachzugehen, die sie als sinnvoll empfinden und dabei am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Gemeinsam mit Vertretern des allgemeinen Arbeitsmarktes werden Strukturen geschaffen, die es ermöglichen, dass Menschen mit Behinderungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein können.

. **6. Niedrigschwellige Angebote**
Die Vertragspartner beteiligen sich an der Gestaltung niedrigschwelliger Zugänge zu Angeboten im Sozialraum.

. **7. Freiräume in der Arbeit**
Die Vertragspartner haben die notwendigen Freiräume, ihre Arbeit gemäß den fachlichen Notwendigkeiten zu gestalten.

Bereits nach elf Monaten konnten die Überlegungen der Modellprojekt-AG in einer öffentlichen Veranstaltung vorgestellt werden, hierzu waren NutzerInnen und ihre Vertretungen aus dem Kreis der Einrichtungsbeiräte eingeladen. Einen Monat später wurde das Konzept allen Einrichtungen in Nordfriesland erläutert

Organisationsstrukturen

Der Kreis Nordfriesland wurde in drei Sozialräume aufgeteilt, in jedem Sozialraum gibt es ein Teilhabeteam, das paritätisch von 3 MitarbeiterInnen der Leistungserbringer und drei MitarbeiterInnen des Leistungsträgers besetzt wird. Hier werden in Form einer kollegialen Beratung alle (Neu- und Verlängerungs-) Anträge auf Leistungen der Eingliederungshilfe besprochen und Vorschläge zur Gestaltung der Hilfe erarbeitet. Über die Vorschläge wird im Konsens entschieden, ebenso über die Bewilligungszeiträume. Den Leistungsberechtigten werden die Vorschläge in einem Kontraktgespräch außerhalb des Teilhabeteams, an einem vertrauten Ort erläutert und es wird ein Einvernehmen mit dem Leistungsberechtigten über die Gestaltung der Hilfe hergestellt. Sollte dies nicht gelingen, muss das Teilhabeteam „nacharbeiten“ und besser passende Vorschläge machen.

Außerdem gibt es in jedem Sozialraum eine Sozialraumkonferenz, in der alle am Modellprojekt beteiligten Einrichtungen und der Kreis Nordfriesland Mitglied sind. Darüber hinaus gehören auch Vertreter der Zusammenschlüsse der Einrichtung im „gei/kö“- und im „Psychisch/Sucht“- Bereich dazu, sowie VertreterInnen der NutzerInnen. In jedem Sozialraum gibt es zwei Projektverantwortliche, eine von den Leistungserbringern, eine vom Kreis. Sie sind für die Umsetzung des Modellprojekts in der Region verantwortlich, leiten das Teilhabeteam und die Sozialraumkonferenz, sorgen für den Informationsaustausch zwischen allen Beteiligten und kümmern sich um die „Sozialraumerschließung“.

Das oberste Beschlussorgan im Modellprojekt ist die „Kreiskonferenz“, in der VertreterInnen aus allen Sozialraumkonferenzen sitzen, sowie die Fachbereichsleitung, der/die Finanzverantwortliche, der/die Vorsitzende des Arbeits- und Sozialausschusses und der/die Kreisbeauftragte für Menschen mit Behinderung. Begleitet wird das Modellprojekt weiterhin von der Strategiegruppe, der es letztendlich obliegt, zu entscheiden, ob das Modellprojekt ein Erfolg ist oder nicht.

> „In diesem Projekt übernehmen die Leistungserbringer und der Kostenträger gemeinsame die fachliche und die wirtschaftliche Verantwortung. Das ist neu.“

Finanzierungsstrukturen

Alle Einrichtungen in Nordfriesland haben die Möglichkeit, im Rahmen des Modellprojektes ihre Arbeit über ein Einrichtungsbudget statt über Einzelfall-Vergütungen zu finanzieren. Die Einrichtungen rechnen ihre Budgets auf Ist-Kosten-Basis ab, Defizite werden ausgeglichen, Überschüsse aufgeteilt: 40% werden vom Leistungserbringer in die sozialräumliche Arbeit investiert, 30% verbleiben beim Leistungs-

erbringer und können z.B. als Rücklage verwendet werden, 30 % fließen in den „Ausgleichstopf“, aus dem die Defizite andere Einrichtungen finanziert werden. Die Abrechnung der Einrichtungsbudgets wird in den Sozialraumkonferenzen besprochen, dort können auch Anträge auf Budget-Anpassungen gestellt werden.

Neben den „Einrichtungsbudgets“ gibt es aber auch „virtuelle Sozialraumbudgets“. Diese bestehen aus der Menge Geld, die im Haushalt des Kreises für Eingliederungshilfe in der jeweiligen Region vorgesehen sind. Die Sozialraumkonferenz ist dafür verantwortlich, dass dieser Ansatz nicht überschritten wird. Das Modellprojekt wird auch daran gemessen werden, wie sich die Kostenentwicklung im Vergleich zu den herkömmlichen Finanzierungs- und Kooperationsstrukturen darstellt.

Absolut neu ist es, dass in diesem Projekt die Leistungserbringer und der Kostenträger nicht nur eine gemeinsame fachliche, sondern auch wirtschaftliche Verantwortung übernehmen. Dies bringt auch die Präambel des Vertrages über das Modellprojekt zum Ausdruck:

Der Kreis Nordfriesland und die am Modellprojekt beteiligten Träger mit ihren Einrichtungen nach SGB XII in Nordfriesland wollen in einem gemeinsam gestalteten Prozess neue Wege der Zusammenarbeit und der Finanzierung der Eingliederungshilfe entwickeln und erproben. … Der Kreis Nordfriesland und die beteiligten Träger mit ihren Einrichtungen arbeiten partnerschaftlich und gleichberechtigt zusammen und treffen einvernehmliche Entscheidungen. Allen am Modellprojekt beteiligten Trägern ist bewusst, dass der verantwortungsvolle Umgang mit den öffentlichen Finanzmitteln ein Beitrag zur Erhaltung und Entwicklung des Sozialstaates ist. Daher übernehmen sie gemeinsam die fachliche und wirtschaftliche Verantwortung für den Sozialraum. „Fachliche Verantwortung“ bedeutet, dass die Vertragspartner die individuellen Interessen und Bedarfe der Menschen mit Behinderung als Leitlinie ihres Handelns verstehen und umsetzen. „Wirtschaftliche Verantwortung“ bedeutet, dass die Vertragspartner sich darum bemühen, das Sozialraumbudget nicht zu überschreiten.

Das Modellprojekt ist der Versuch, fachliche Weiterentwicklung und Begrenzung der Kostensteigerung zu vereinbaren. Die Vertragspartner arbeiten vertrauensvoll und kooperativ zusammen. Dies drückt sich insbesondere in einer vorbehaltlosen ehrlichen und transparenten Arbeitsweise der Gremien der Partner im Modellprojekt aus.

Die betroffenen Menschen mit Behinderungen und ihre Vertreter sowie die nicht am Modellprojekt beteiligten Einrichtungen werden in geeigneter und angemessener Weise regelmäßig mit einbezogen.

Der Kreistag hat dem Projekt im November 2012 zugestimmt, nachdem das Land Schleswig-Holstein zugesichert hatte, das Projekt fachlich und in definierten Grenzen auch finanziell zu unterstützen. Die Verträge wurden am 18.12. 2012 unterschrieben und die Umsetzung begann am 1. Januar 2013. Ein Projekt, das einen solchen Paradigmenwechsel vollzieht, kann nur gelingen, wenn Politik und Verwaltungsspitze 100%ig dahinter stehen und die handelnden Personen volle Rückendeckung genießen.

„Das Modellprojekt ist eine enorme Herausforderung für alle Beteiligten, es stellt viele frühere „Gewissheiten“ auf den Kopf und bringt sehr viele Veränderungen mit sich.“

Umsetzung des Konzeptes

Das Modellprojekt ist eine enorme Herausforderung für alle Beteiligten, es stellt viele frühere „Gewissheiten“ auf den Kopf und bringt sehr viele Veränderungen mit sich:

- Niedrigschwellige Antragstellung (alle Schreiben in leichter Sprache)
- Hilfeplanung als kooperativer Prozess (Leistungsträger, Leistungserbringer und Leistungsberechtigter)
- Konsensentscheidungen von Leistungsträger und Leistungserbringer bei jeder Bewilligung
- Absolute Transparenz in den Finanzen (sowohl bei den Leistungserbringern als auch beim Kreis) und anderen Verfahrensfragen

- Flexibilität in der Hilfegestaltung
- Abschaffung der alten Dokumentationsformen
- Strukturell verankerte Zusammenarbeit zwischen den Einrichtungen
- Einbeziehung des Lebensumfelds der Leistungsberechtigten in die Hilfegestaltung
- Personenzentrierung wird nicht nur postuliert, sondern muss sich in der Gestaltung der Hilfen widerspiegeln
- Vertrauen statt Kontrolle
- Kooperation statt Abgrenzung

Veränderungen verunsichern, selbst wenn die Beteiligten die Veränderungen inhaltlich begrüßen, Veränderungen verursachen mehr Arbeit, weil gewohnte Abläufe nicht mehr funktionieren, Veränderungen fordern heraus, weil auch jeder sich selbst verändern muss.

Bisherige Erfahrungen

Trotz aller Schwierigkeiten ist das Projekt gut angelaufen, die Arbeit in den Teilhabeteams und den Sozialraumkonferenzen ist produktiv und macht Spaß. Die HilfeplanerInnen beim Kreis sind nicht mehr nach Buchstaben, sondern nach Regionen zuständig, dadurch wird die sozialräumliche Betrachtungsweise der Arbeit gestärkt und wenn es zwei oder drei ähnlich gelagerte Fälle in einer Region gibt, können auch fallübergreifende („inklusivere“) Angebote gemacht werden, die auch die Ressourcen des Sozialraums mit einbeziehen. Die ambulante Unterstützung kann zu einer Zeit und in einem Umfang stattfinden, wie es gebraucht wird und nicht dann, wenn eine Unterschrift benötigt wird, um die Hilfe abrechnen zu können.

Einrichtungen arbeiten zusammen und öffnen ihre Angebote für alle Menschen mit Behinderung, nicht nur für ihre eigenen Klienten. Stationäre Einrichtungen können im Rahmen ihres Budgets kurzfristig zusätzlich benötigtes Personal einstellen, um ihren BewohnerInnen in besonderen Situationen gerecht werden zu können. Werkstatt und Wohnheim tauschen sich aus und können so ihre Unterstützung aufeinander abstimmen, so dass die Leistungsberechtigten ein ganzheitliches Hilfesetting bekommen.

Die Leistungsberechtigten fühlen sich ernstgenommen und gesehen, wenn ihr Wille und ihre Ziele erkundet und die Hilfe daraufhin abgestimmt wird. In manchen Fällen erfahren sie Unterstützung durch das Teilhabeteam, wenn sie für ihr Leben andere Ziele haben als ihre gesetzlichen BetreuerInnen. Viele „Fallbesprechungen“ im Teilhabeteam haben weniger die Leistungsberechtigten im Fokus als die kollegiale Beratung der unterstützenden Fachkräfte, die an der einen oder anderen Stelle am „Ende mit ihrem Latein“ sind. Durch den unbefangenen Blick von außen und die Kreativität im Teilhabeteam ist es oft möglich, neue Sichtweisen auf scheinbar festgefahrene Situationen zu eröffnen und so die Unterstützung für einzelne Leistungsberechtigte zu optimieren. Bewilligungszeiträume werden nach pädagogischen Gesichtspunkten definiert, eine Befristung der Hilfe soll keine Angst auslösen (in diesem Falle würde die Hilfe eher „bis auf Weiteres“ bewilligt), sondern z.B. signalisieren: „Wir trauen dir zu, dass du es in einem Jahr schaffst, wieder ins normale Leben zurückzukehren!“ (Sollte es doch nicht gelingen, kann ja ein Verlängerungsantrag gestellt werden.)

Das Thema „Arbeit“ konnte durch das Modellprojekt noch nicht wirklich revolutioniert werden, dies liegt zum größten Teil daran, dass noch keine Strukturen entwickelt werden konnten, mit denen ein nachhaltiger Bewusstseinswandel in der Gesellschaft erzielt werden kann. Schließlich braucht es für „inklusive“ Arbeitsplätze auch Arbeitgeber, die zur Inklusion bereit (und in der Lage) sind. Dies von einem so komplexen Veränderungsprozess innerhalb des ersten Jahres zu erwarten, wäre naiv. Aber die vier Werkstätten und die Beschäftigungsprojekte in Nordfriesland sowie der Kreis haben eine AG gebildet, in der dieser Themenkomplex angegangen werden soll.

Birgit Stephan arbeitet beim Kreis Nordfriesland und hat dort viele sozialraumorientierte Projekte entwickelt und umgesetzt. Derzeit ist sie Projektmanagerin für das Modellprojekt zur Sozialraumorientierten Eingliederungshilfe in Nordfriesland.

Kontakt und nähere Informationen
Birgit Stephan
Kreis Nordfriesland
Postfach 1140, 25801 Husum
Telefon: 04841 / 67 330
Mail: Birgit.Stephan@nordfriesland.de

FUSSNOTEN

1 Referat „Politik für Menschen mit Behinderung“

2 Was den Leistungserbringern umso unwahrscheinlicher erschien als der Kreis in der Jugendhilfe seit 10 Jahren konsequent sozialraumorientiert arbeitet.

Eingliederungshilfe in Nordfriesland

Leichte Sprache

Das Modellprojekt will Menschen mit Behinderungen genau so helfen, wie sie es brauchen (und nicht so, wie es für eine Einrichtung am praktischsten ist).
Das nennt man „personen-zentriert“, also die Person steht im Zentrum (in der Mitte).

Die Hilfen sollen dort stattfinden, wo die Menschen wohnen.
Niemand soll umziehen müssen, um eine gute Hilfe zu bekommen.
Das nennt man sozial-raum-orientiert.

Die UnterstützerInnen aus den Einrichtungen sollen mit anderen Menschen zusammenarbeiten.
Es soll für jeden Menschen mit Behinderung einen Unterstützerkreis geben, der aus Profis, Freuenden, Nachbarn und Verwandten besteht.
Das passiert natürlich nur, wenn die Hauptperson (der Mensch mit Behinderung) damit einverstanden ist.

Die HilfeplanerInnen vom Kreis und die UnterstützerInnen der Einrichtungen sollen sich nicht über die Hilfen (und über das Geld) streiten.
Sie sollen gemeinsam die beste Lösung für jeden Menschen mit Behinderung finden.

Außerdem sollen sie dafür sorgen, dass es mehr Möglichkeiten gibt, sich am ganz normalen Leben im Wohnort zu beteiligen.
Zum Beispiel bei einem Sportverein oder bei einem Gospelchor.

Dafür muss vieles verändert werden.
Das kann auch Angst machen.
In dem Projekt muss aber niemand Angst haben.

Birgit Stephan leitet das Projekt.
Sie hat auch diesen Artikel geschrieben und sie weiß alles über das Projekt.
Wer etwas nicht versteht oder mehr wissen will, kann bei ihr nachfragen.

Birgit Stephan, Telefon: 04841 / 67 330
Mail: Birgit.Stephan@nordfriesland.de